Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Carlo Alberto

und

Louis Napoleon.

Roman und Geschichte

von

Lucian Herbert.

Vierter Band.

(Schluß.)

Leipzig,

Verlag von Fr. Wilh. Grunow.

1864.

Inhalt.

Sechstes Buch.

Carlo Alberto.

Sechstes Buch.

Carlo Alberto.

Erstes Kapitel.

Im Bureau des Polizeiministers.

Der Polizeiminister Lazzari schnellte aus seinem grünsammtenen Fauteuil in die Höhe, als er, von den Papieren, in deren Studium er vertieft schien, aufblickend, in dem großen, goldumrahmten Spiegel, der über dem Schreibtische angebracht war, die wohlbekannte Gestalt seines Sekretärs Giovanelli gewahrte.

Zu hören war Giovanelli nicht, denn die dicken Teppiche, welche den Fußboden bedeckten, paralysirten jedes Geräusch, und es war eben Aufgabe des Spiegels, dem Minister die Gesichter der in sein Cabinet Eintretenden wiederzuspiegeln und so jede Ueberraschung zu verhindern.

Giovanelli gehörte zu denjenigen, die am häufigsten in dieses Cabinet, in welchem so viele, den Laien unsichtbare Fäden zusammenliefen, ein=

1*

traten, da es ihm oblag, die nach einer Audienz Dürstenden anzumelden und die Akten, welche der Minister entweder selbst bearbeitete oder durchsah oder wenigstens durch seine Unterschrift sanctionirte, in das Cabinet zu tragen und von da wieder abzuholen.

Heute schien der Minister in ganz ungewöhnlicher Weise darauf gespannt zu sein, was Giovanelli bringe. Er neigte sich ihm entgegen, blickte ihn forschend an und fragte lebhaft:

„Nun? Haben Sie schon Nachricht von der Gesandtschaft?“

„Sandreni ist noch nicht da, Excellenz!“ entgegnete der Sekretär in jenem gedämpften, respektvollen Tone, den er seinem Chef gegenüber immer anzuschlagen pflegte, so familiär ihn dieser auch behandeln mochte. Giovanelli war schlau und ließ sich durch den vertraulichen Ton seines Vorgesetzten auch nicht um ein Haarbreit aus der sicheren Verschanzung seiner subalternen Stellung herauslocken. Er wußte, daß er um so fester stand, je consequenter er den sich seiner untergeordneten Stellung bewußten Sekretär hervorkehrte.

Lazzari zog die Brauen finster zusammen und fiel in seinen Fauteuil zurück.

„Ich sterbe vor Ungeduld!", sagte er unwillig. „In zwei Stunden soll die Parade sein — La Margherita und Villamarina erwarten meine Depeschen — sie werden ebenso auf Nadeln sitzen, wie ich hier in meinem Cabinet! Aber was wollen Sie denn, wenn Sie mir den Sandreni nicht zu melden haben?"

Die Frage war von einem Blicke begleitet, der auf den Papieren haften blieb, die Giovanelli in der Hand hielt.

„Ich wollte mir erlauben, Excellenz einige Schriftstücke zu unterbreiten, die soeben eingelangt sind. Der Polizeidirektor präsentirt hier die Abschrift einer Hymne an den König, die in zehntausend Exemplaren in Turin circulirt — "

„Das fehlte noch!" rief Lazzari finster, das Papier, das ihm der Sekretär reichte, unter einen Briefbeschwerer legend. „Das hetzt uns vollends die Oesterreicher auf den Hals —"

„Das ist noch nicht Alles!" flüsterte Giovanelli, ein zweites Papier entfaltend. „Der Polizeicommissär des dritten Bezirkes sandte ein patrio-

tisches Kriegslied ein, das er in einer heute Nacht aufgestöberten Winkelpresse wegnahm —"

„Sind denn die Leute toll?" zuckte der Minister in die Höhe und entriß Giovanelli das Papier, um es hastig zu durchfliegen. „Kriegslieder — gegen wen denn — gegen Oesterreich — die Leute sind von der Tarantel gestochen, man muß sie unschädlich machen — haben Sie noch eine ähnliche Hiobspost, Giovanelli?"

„Der Universitätsrath berichtet, daß er fürchte, die akademische Jugend wolle die heutige Revue benützen, um in einem großen Aufzuge dem König ihre Sympathieen auszudrücken!"

„Zum Teufel mit dem Universitätsrath!" wüthete der Minister. „Alte Weiber sind es, keine Professoren, wenn sie nicht ein paar Dutzend Hitzköpfe zu zügeln verstehen! Wozu sind die Carcer da, als um naseweise Jungen, die unaufgefordert politische Demonstrationen veranstalten wollen, hineinzusperren? Schreiben Sie das dem Universitätsrath — doch nein, es ist zu spät dazu — legen Sie die Hymne, das Kriegslied und das Schreiben des Universitätsrathes zu dem Packet, das an La Margherita abgehen wird, so-

bald wir Sandreni's Rapport haben! Wo der Bursche nur bleiben mag? Man muß ihm den Brodkorb höher hängen, damit er eifriger wird! Haben Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen, Giovanelli?"

„Abbate Prescotti, den ich nach Befehl Euer Excellenz auf heute vorgeladen habe, wartet im Vorzimmer!"

„Der Schurke kommt mir sehr ungelegen! Ich habe heute wichtigere Dinge zu behandeln, als Prescotti's schmutzige Wäsche zu revidiren. Aber da er nun einmal da ist, mag er bleiben — lassen Sie ihn eintreten!"

Der Sekretär war eben im Begriffe abzutreten, als ihn der Minister noch auf einige Sekunden mit den Worten festhielt:

„Sollte Sandreni kommen, während ich mit Prescotti spreche, so melden Sie ihn augenblicklich — der Schurke von einem Abbée ist nicht werth, daß ich seinetwegen überhaupt eine Viertelstunde verliere — viel weniger, daß ich ihm die wichtigsten Interessen des Königreiches hintansetze! Was ist Prescotti für Piemont — um die Parade dreht sich eben Alles!"

Der Minister machte eine leichte Handbewegung — Giovanelli verschwand — der Abbate trat ein.

Es war eine kräftige, breitschultrige, wohlgenährte Gestalt, die sich in demüthiger Haltung in Lazzari's Cabinet wälzte. Von dem in Weinröthe glänzenden Gesichte hingen die Wangen wie zwei wülstige Fleischklumpen herab. Der Hals hatte die Dicke eines starken Männerschenkels.

„Excellenz haben befohlen —" stammelte der Geistliche im Eintreten, eine Verbeugung der andern folgen lassend.

Lazzari drehte seinen Lehnstuhl herum, so daß er den Geistlichen plötzlich sich gegenüber hatte. Er ließ einen Blick voll Geringschätzung an seiner riesenhaften Gestalt zuerst hinansteigen und dann wieder herabfallen und sagte:

„Sie sind der Censor Abbate Prescotti, der uns kürzlich den ungeheuren Skandal machte?"

„Excellenz verzeihen," stotterte Prescotti, während sich sein Antlitz noch röther färbte und der Schweiß aus allen Poren trat, „ich hatte in der That das Unglück, durch eine Unvorsichtigkeit, die ich nicht lebhaft genug bedauern kann, Ihr Mißfallen zu erregen —"

„Sparen Sie Ihre Worte!“ fiel der Minister dem verlegenen Geistlichen in's Wort. „Sie haben in einem Buche, das Ihnen als Censor unterbreitet wurde, und für dessen Inhalt Sie sohin haften müssen, Stellen stehen gelassen, die mir die ganze Geistlichkeit von Turin auf den Hals hetzten. Etwas Aehnliches ist in Turin noch nie gedruckt worden — der General der Jesuiten, dessen Orden die starken Stellen, die Sie übersahen, herabsetzten, hat in Rom selbst Beschwerde geführt!“

„Ich bin unglücklich, Excellenz!“ krümmte sich der vernichtete Censor. „Erlauben mir Excellenz zu meiner Entschuldigung zu bemerken, daß es das erste Versehen ist, das ich mir während meiner bisher ehrenvollen, langjährigen Laufbahn zu Schulden kommen ließ —“

„Schweigen Sie!“ herrschte der Minister dem Censor zu, während er seine Stirn in unheilverheißende Falten zog. „Ihnen ziemt es am wenigsten, mit dem Ehrenpunkte zu renommiren. Sie sind entlarvt!“

„Excellenz!“ warf der Geistliche mit der Miene und im Tone der gekränkten Unschuld ein.

„Ich wiederhole es — Sie sind entlarvt!" beharrte der Minister streng. „Wäre das, was Ihnen zur Last fällt, ein Spiel des Zufalls — hätten Sie die anstößigen Stellen stehen gelassen, weil Sie das Buch in der Weinlaune, nach einem Banquet lasen, so möchte es hingehen. Das Unglück bliebe sich gleich — aber ich würde seine Folgen ruhig auf mich nehmen, weil ich wüßte, daß ich für einen ehrlichen Menschen einstehe, der sich übereilt hat. Wie die Sachen aber liegen, so muß ich für etwas einstehen, was ein Schurke mit raffinirter Vermessenheit eingefädelt hat!"

„Excellenz!" wagte der Geistliche abermals einzuwerfen, aber dies Mal klang das Wort schon sehr kleinlaut.

„Stille!" donnerte der Minister, indem er sich erhob und bis dicht an den Geistlichen herantrat, den er durchdringend anblickte. „Ich habe Ihren Fall untersuchen lassen," fuhr er mit imponirender Bestimmtheit fort, „und bin einem wahrhaft infamen Spiele auf die Spur gekommen. Hier auf meinem Schreibtische liegt Alles erhoben und bis ins kleinste Detail blosgelegt — aber ich will Ihr eigenes Geständniß haben. Wehe Ihnen,

wenn jetzt ein unwahres Wort über Ihre Lippen kommt! Wer approbirt die Bücher, die Sie lesen, für deren Inhalt Sie haften sollen?"

Prescotti's Augen suchten den Boden — aber der Blick des Ministers, der unablässig auf dem Inquirirten ruhte, hatte etwas Magnetisches — Prescotti mußte den Inquisitor ansehen und die Wahrheit bekennen. Doch that er das letztere nicht, bis der Minister, mit dem Fuße ungeduldig aufstampfend, in drohendem Tone ausgerufen hatte:

„Wozu die Bedenkzeit? Halten Sie mich nicht auf — ich habe Wichtigeres zu thun! Wer approbirte die Bücher, die Sie lesen sollten?"

„Mein Bedienter!" hauchte Prescotti kaum vernehmlich.

„Elender!" murmelte Lazzari, dem Geistlichen halb den Rücken kehrend. Dann fuhr er mit unerbittlicher Härte fort:

„Wie viel erhielt Ihr Bedienter für die Approbation einer Schrift?"

Wieder machte der Abbée Miene, sich der Beantwortung der heiklen Frage zu entziehen, aber es war nur die verzweifelte Anstrengung einer

Sekunde, und die nächste schon sagte ihm, daß mit Lazzari nicht zu scherzen sei und Wahrheit allein den gefährlichen Knoten vielleicht zu durchhauen vermöge.

Darum antwortete er zögernd und zerknirscht:

„Fünf Francs!"

„Fünf Francs!" wiederholte der Minister und spuckte, seiner Verachtung energischen Ausdruck gebend, vor dem Abbate auf den Teppich aus. „Unerhört — über alle Begriffe schmählich! Aber weiter — behielt der Bediente die fünf Francs, die ihm die Approbation einer Schrift oder eines Artikels eintrug? Behielt er sie? frage ich. Sie schütteln mit dem Kopf — das ist Ihr Glück, daß Sie sich hier nicht hinauslügen wollen! Er behielt das Sündengeld also nicht — er theilte es also wohl mit Jemandem — und dieser Jemand war wieder wohl Niemand Anderer, als Seine Hochwürden, der Herr Abbate Prescotti! Ist's nicht so, Schurke?"

Ein kaum hörbares Ja durchsäuselte das Cabinet.

„In meiner ganzen Polizeipraxis bin ich keiner so gemeinen Schändlichkeit auf die Spur ge-

kommen!“ sagte Lazzari, „und das will viel sagen, wenn man durch zwölf Jahre das Portefeuille der Polizei in den Händen hat! Und das muß mir ein Mann bieten, den ich angestellt habe?“

„Gnade, Excellenz!“ wimmerte der Zerschmetterte.

„Stille! Wir sind noch nicht fertig! Welch ein Motiv leitete Sie, als Sie Ihren Bedienten als Censor fungiren ließen? Sie schweigen? Soll ich wieder für Sie antworten? War es nicht bequemer, im Weinhause zu sitzen, als Bücher und Artikel zu lesen? Wozu hatte man einen Bedienten, als der Arbeitstheilung wegen? Wozu verstand dieser Bediente die Kunst, die Handschrift seines Herrn nachzumachen, wenn man nicht von von dieser Kunst hätte Nutzen ziehen sollen? Und die Taxe per fünf Francs warf, selbst halbirt, ein nettes Sümmchen im Jahre ab, zumal von dem Momente an, wo die Sache bekannt wurde wo man in Buchhändlerkreisen dahintergekommen, war, daß man für ein Spottgeld der Censur ein Schnippchen schlagen könne? Die Verleger antichambrirten massenhaft bei dem Censor Prescotti,

oder vielmehr bei dem Bedienten des Censors, und setzte es einmal einen Scandal, so war es ein Leichtes, den Bedienten zu opfern — zu sagen, daß der Schlingel ab und zu ein Buch hinter dem Rücken des Herrn gelesen und die Unterschrift dieses letzteren gefälscht habe. Habe ich's nicht errathen? Ist's nicht so, mein sauberer Herr Abbate?"

Während Prescotti es für das Gerathenste hielt, kein Wort zu erwiedern, ging der Minister mit über dem Rücken gekreuzten Armen in steigender Aufregung in dem Gemache auf und nieder. Endlich blieb er vor dem zitternden Geistlichen stehen und sagte:

„Wenn ich handeln könnte, wie ich wollte, so würde ich dafür sorgen, daß Sie zehn Jahre Zuchthaus bekämen. Aber es ist ein Unglück für mich und ein ebenso großes Glück für Sie, daß die Regierung nie eingestehen darf, daß sie Unrecht habe und daß ihre Organe gefehlt haben — viel weniger, daß sie ausgemachte Schurken seien. So muß auch ich gute Miene zum bösen Spiele machen und darf Sie nicht einmal desavouiren, wenn ich mir nicht selbst eine Blöße geben will.

Ich habe in einer bereits nach Rom abgegangenen Note erörtert, daß ich mit dem Censor Prescotti vollkommen übereinstimme und in den vom Jesuitengeneral beanstandeten Stellen nichts Anstößiges finde. Sie bleiben vorläufig Censor — aber ich werde sorgen, daß Sie nichts mehr zu approbiren bekommen. Auch Ihren genialen Bedienten behalten Sie für den Augenblick. Wenn ein halbes Jahr vorüber ist und Niemand mehr an die Sache denkt, werden Sie den Wunsch ausdrücken, in einem Kloster Ihre Tage zu beschließen — ich werde sorgen, daß Ihre geistlichen Obern dem Wunsche willfahren — dadurch wird auch Ihr Bedienter brodlos werden, und es wird meine Sache sein, ihn beim Straßenbau oder in einer Strafcompagnie auf der Insel Sardinien unterzubringen. Verstanden? Marsch — Sie sind entlassen!"

Der unglückliche Censor hatte sich, geknickt und verstört, kaum zurückgezogen, als Giovanelli schon wieder sichtbar wurde.

„Kommen Sie Sandreni zu melden?" empfing ihn der Minister gespannt.

„Er hat sich noch immer nicht gezeigt, Excel-

lenz — der Professor Telluri ist da und bittet um Gehör.“

„Kommt er in Sachen der von den Studenten beabsichtigten Demonstration?“ erkundigte sich der Minister lebhaft.

„Nein — er ist in einer Privatangelegenheit da. Er ist ein Anhänger Gioberti's und hat eine Brochüre geschrieben, in welcher gegen Rosmini polemisirt wird. Der geistliche Censor, der das Werkchen zur Durchsicht erhielt, war glücklicher Weise auch ein Anhänger des philosophischen Systems Gioberti's und ließ Telluri's Artikel passiren, die denn auch zur Hälfte bereits in der Turiner Rivista zum Abdrucke gelangten. Da will es der Zufall, daß der Censor erkrankt und einen Anhänger Rosmini's zum Nachfolger erhält. Dieser hat nun nichts Eiligeres zu thun, als Telluri's Ausfälle gegen Rosmini zu streichen und durch willkürlich in den Text gestreute Bemerkungen und Zusätze zu paralysiren. Telluri war eben auf Urlaub und der zweite Theil seiner Brochüre wurde mit den Correcturen des Censors gedruckt und trat dadurch in grellen Widerspruch mit dem ersten Theile. Das Publikum mußte

Telluri für wahnsinnig halten, da er in der ersten Partie seiner Abhandlung Rosmini verurtheilte, in der zweiten Partie aber vergötterte. Der Verfasser will die Sache aufklären — der Censor erlaubt es nicht. Telluri's literarischer Ruf ist vernichtet und er wagt es, Euer Excellenz zu bitten, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen!"

„Zu seinem Rechte!" polterte der Minister. „Warum schreibt der Mann? Mir ist leid um ihn, aber ich kann ihm nicht helfen — vollends heute nicht, wo mir ganz andere Dinge im Kopfe stecken — diese verwünschte Parade, hören Sie nichts, Giovanelli?"

Lazzari war aufgesprungen und spannte seine Hand über das Ohr, um besser zu hören.

„Es ist die Musik der Carabinieri, welche eben zur Revue aufmarschiren!" sagte der Sekretär. „Was soll ich dem Professor hinterbringen?"

„Morgen will ich ihn anhören — aber wie gesagt, geben Sie ihm keine Hoffnung — die Autorität der Behörden darf nicht untergraben werden — der Minister kann nicht Mineurdienste gegen seine Organe verrichten — der letzte Schreiber muß ebenso unfehlbar erscheinen wie der Minister

— ich kann den Censor nicht desavouiren! Nun — warum gehen Sie nicht?"

„Außer dem Professor ist noch Jemand da, der sich schwerer abfertigen läßt —"

„Schwerer abfertigen — warum?"

„Weil ihn Excellenz schon dreimal vertröstet haben!"

„Wer ist der Zudringliche?"

„Francesco Predari, der junge Gelehrte aus Mailand —"

„Ach — derselbe, der sich immer auf das königliche Dekret beruft, das ihn zur Gründung der italienischen Volksencyklopädie autorisirt?"

„Derselbe!"

„Teufel — das ist eine heikle Geschichte! Der König hat sich da übereilt — er hat sich in einer schwachen Stunde etwas abschwatzen lassen — zum Glücke hat er das Dekret nicht schriftlich erlassen und so haben wir noch immer Zeit, ihm die Augen zu öffnen. Hinter diesem Predari steckt etwas — ich wette, er ist nur ein vorgeschobener Posten — ich wittere Balbo's und Gioberti's Einfluß — schon der Titel des Unternehmens: „Italienische Volksencyklopädie" klingt verdäch-

tig — wir dürfen so etwas nicht aufkommen lassen — es regt Hoffnungen an, unterstützt gefährliche Illusionen — ich habe mir einen Bericht von Pollini erstatten lassen, — der gute Direktor der Censur, der freilich in der Regel etwas gar zu schwarz zu sehen pflegt, wittert hinter jedem Satze des Programms staatsgefährliche Tendenzen — Tendenzen, die uns Oesterreich noch mehr auf den Hals hetzen müssen!"

„Erlauben mir Excellenz zu bemerken, daß vielleicht eben in der gereizten Stimmung des Königs gegen Oesterreich der Grund zu suchen sein dürfte, warum Predari so rasch und im kurzen Wege die mündliche Erlaubniß des Königs zur Herausgabe der Volksencyklopädie erhalten hat!"

„Sie dürften den Nagel auf den Kopf getroffen haben!" stimmte der Minister mit einem feinen Lächeln zu. „Aber der König ist ein Anderer — und wir sind Andere. Der König hat seine persönlichen Sympathieen und Antipathieen und die letzteren gelten Oesterreich. Wir dürfen nicht unsere Antipathieen und Sympathieen zu Rathe ziehen — wir regieren nach Prinzipien. Wir sind seit Jahrzehenden mit dem System, das

wir vertreten, ganz gut fortgekommen und das ist Grund genug, nicht davon abzuweichen und selbst dem König Schach zu bieten, wenn er momentan mit den Feinden dieses Stabilitätssystems kokettirt. Wir haben schon öfter den König im Kleinen bekriegt und besiegt — ich hoffe, dieser Predari wird uns auch nicht den Hals brechen!"

„Vielleicht geruhen Excellenz ihm die Schwierigkeiten, die sich seinem Unternehmen entgegenstellen, selbst auseinander zu setzen — ich will inzwischen den Professor Telluri beschwichtigen!"

„Thun Sie das Giovanelli — aber, wie gesagt, regen Sie keine Hoffnungen bei dem Manne an — und Predari lassen Sie herein!"

Eine Minute später musterte der Polizeiminister den Mailänder Gelehrten vom Kopf bis zu den Füßen und nachdem er glaubte, den Bücherwurm genugsam aus der Fassung gebracht zu haben, fragte er barsch:

„Sie sind also der Mann aus Mailand, der uns mit der Volksencyklopädie beglücken will?"

Predari verwirrte die unhöfliche Fragstellung so, daß er sich einen Augenblick sammeln mußte.

„Seine Majestät haben" — begann er end-

lich schüchtern, wurde jedoch alsbald von dem Minister unterbrochen, der von der Einleitung der Rede, die ihm nach der Berechnung des auf Turiner Boden unerfahrenen Gelehrten imponiren sollte, keine Notiz nahm und nicht weniger barsch als früher in seinem Examinatorium fortfuhr:

„Erfüllen Sie gewissenhaft die christlichen Pflichten?“

Der Gelehrte sah den Minister verblüfft an. Dieser ließ sich durch die Verwunderung desselben jedoch nicht aus dem Gleichgewichte bringen und frug weiter:

„Besuchen Sie regelmäßig die Messe?“

Predari konnte nicht umhin, sich die Augen vor Staunen zu reiben und sich zu fragen, ob er wache oder träume? Er wollte ein wissenschaftliches Volksbuch herausgeben und die Spitzen der Behörden fanden es für gut, nachzuforschen, ob er seine christlichen Pflichten erfülle und regelmäßig zur Beichte und zur Messe gehe. Das ging über sein Fassungsvermögen hinaus. Aber er begnügte sich im Stillen zu seufzen und den Minister achselzuckend anzusehen, während ein sarkastisches Lächeln seine Lippen umspielte.

Der Minister sah dieses Lächeln, aber legte kein Gewicht darauf. Er wollte es offiziell nicht sehen, denn er wußte recht wohl, was er that. Ihm lag nur daran, dem kühnen Gelehrten Knittel vor die Füße zu werfen, Hinderniß auf Hinderniß zu häufen und es ihm recht fühlbar zu machen, daß er einen falschen Weg gewählt, wenn er den Minister durch den König zu trumpfen und einzuschüchtern gedacht.

„Sie bleiben mir auf alle meine Fragen die Antwort schuldig!“ rief der Minister scheinbar ungeduldig. „Ich hoffe, Sie unterschätzen die Bedeutung der Fragen nicht, die ich soeben an Sie gerichtet habe! Wem wir die Mittel in die Hand geben, durch die Presse auf das Volk zu wirken, der muß auch ein Mann unseres Vertrauens sein. Er muß uns vor Allem im Punkte der Religion Garantieen bieten! Der König ist fromm — Sie wissen das! Und die modernen Gelehrten sind Zweifler — das wissen wir wieder! Das sind Gegensätze, die kein Compromiß zulassen — Atheisten lassen wir in Piemont nicht aufkommen! Also nochmals — antworten Sie ohne Umschweife, wie ich ohne Umschweife frage: erfüllen Sie gewissen-

haft alle christlichen Pflichten? Besuchen Sie regelmäßig die Messe? Genießen Sie das Sakrament?"

„Ich muß gestehen, Excellenz," bemerkte Predari bescheiden, „daß ich auf ähnliche Fragen nicht vorbereitet war —"

„Nicht vorbereitet? Ich begreife Sie nicht! Wissen Sie, daß es eine besondere Rücksicht ist, die ich, weil Sie Seine Majestät mit in Ihr Interesse zu ziehen verstanden haben, für Sie nehme, daß ich Ihnen diese Fragen mündlich stelle? Wissen Sie, daß das, um was ich Sie frage, eigentlich erst im behördlichen Wege erhoben werden sollte und daß ich Ihnen monatelanges Warten ersparen will, indem ich Sie hier persönlich examinire?"

„Ich fühle die ganze Größe Ihrer Huld," bemerkte Predari, „aber ich begreife nicht, in welchem Zusammenhange mein Glaubensbekenntniß mit meinem politischen Programm steht und was meine kirchliche und religiöse Conduiteliste mit meinem literarischen Unternehmen zu schaffen hat!"

„Politisches Programm!" fuhr der Minister entrüstet auf, „was erdreisten Sie sich da auszusprechen? In Piemont gibt es nur ein politisches

Programm — das der Regierung. Und einer der Cardinalpunkte dieses Programms ist, daß der Private nicht von Politik reden darf!"

„Nicht von Politik reden?" rief Predari in gerechter Verwunderung aus.

„Nicht von Politik schreiben — wenn es Ihnen besser klingt!" ergänzte der Minister lebhaft. „Bilden Sie sich nicht ein, daß wir Ihnen gestatten würden, in der Volksencyklopädie Politik zu treiben! Nicht einmal den Namen Politik werden Sie aussprechen dürfen!"

„Aber die politischen Interessen kommen überall mit in's Spiel, so daß man sie heutzutage bei dem vorgeschrittenen Zustande der Völker nicht ignoriren kann!"

„Vorgeschrittener Zustand der Völker!" rief Lazzari aufgebracht. „Was ist das nun wieder? Sie scheinen es mit Ihren Schlagworten darauf angelegt zu haben, sich und Ihre Volksencyklopädie in Piemont gründlich unmöglich zu machen! Politische Interessen! für die lassen Sie uns sorgen — Sie dürfen sich im äußersten Falle um die bürgerlichen Interessen kümmern. Auch das Volk müssen Sie aus dem Spiele lassen, wenn

wir gute Freunde bleiben sollen — Sie müssen immer nur vom Lande, nie vom Volke sprechen. Ueberhaupt gibt es Namen, die Sie schwarz auf weiß nicht aussprechen dürfen. Ich sage das zu Ihrer Orientirung — weil sich der König für Sie interessirt. Sowie Sie die Wörter Italien, Vaterland, Nation, Verfassung aussprechen, verfallen Sie unerbittlich dem Censor — da gibt es keine begünstigten Ausnahmen!"

„Aber es können Fälle eintreten," warf Predari schüchtern ein, „wo das Wort Verfassung nicht umgangen werden kann — wenn beispielsweise von der Verfassung der Franzosen und Engländer, der Belgier und Amerikaner die Rede ist —"

„Auch dann dulden wir nicht, daß das Wort Verfassung ausgesprochen wird — auch auf Schmuggelwegen darf nichts von dem ansteckenden modernen Krankheitsstoffe nach Piemont importirt werden!"

„Wie soll sich der Schriftsteller in einer solchen Lage helfen?" fragte Predari gespannt, den Minister mit einem naiven Lächeln betrachtend.

„Sagen Sie statt Verfassung Gesetze — Ein-

richtungen — sagen Sie, was Sie wollen!" meinte der Minister ausweichend. „Und wenn Ihnen nichts einfällt, so streichen Sie, verstümmeln Sie — aber ich warne Sie wieder, es merken zu lassen, daß Sie genöthigt waren, zur Verstümmelung Ihre Zuflucht zu nehmen! Die Censur duldet nicht, daß das Publikum zwischen den Zeilen lese!"

Predari seufzte unwillkürlich und wagte zu bemerken:

„Ich muß gestehen, daß ich mir die Censur in Piemont etwas liberaler dachte —"

„Herr! —" rief der Minister zornig, indem er mit dem Fuße aufstampfte, „Sie bringen mich zur Verzweiflung mit Ihren ungeschickten Schlagworten! Merken Sie sich ein für alle Mal, daß die Worte Freiheit, liberal u. s. w. zu den verpönten in Piemont gehören. Wenn Sie sich beikommen ließen, sie zu gebrauchen, würde sie der Censor unbarmherzig streichen!"

„Aber es können Umstände eintreten —"

„Ich erkenne keine Umstände an, die das plumpe Aussprechen so gefährlicher Worte zu rechtfertigen vermöchten!" schnitt der Minister

dem Gelehrten brüsk das Wort vom Munde ab. „Man kann Alles umschreiben — man kann für Revolution Erschütterung sagen — oder Anarchie — ja, Anarchie klingt noch besser —“

„Sagt aber etwas Anderes als Revolution“ — erkühnte sich Predari einzuwerfen.

Lazzari sah den vorlauten Gelehrten mit einer hoheitsvollen Geberde an, warf die Oberlippe spöttisch auf, machte eine Handbewegung, die wie eine Entlassung aussah und von Predari auch so aufgefaßt wurde, und sagte schließlich:

„Gehen Sie, junger Mann, und suchen Sie die Beichtzettel aus den letzten Jahren zusammen — dann lassen Sie uns weiter sprechen!“

Predari ging mit einem langen, unbefriedigten Gesichte von dannen, und Giovanelli steckte alsbald den Kopf in das Cabinet.

„Ah, Sie sind's —“ begrüßte ihn der Chef lächelnd, „dem habe ich zugesetzt — dem wird die Audienz lange im Kopfe nachbrummen! Wir müssen die Sachen, die wir nicht hindern können, wenigstens möglichst lange hinauszuziehen suchen! Sandreni ist noch nicht da?“

„Nein! Möchten Excellenz nicht vielleicht

noch inzwischen diese kleinen Geschäftsstücke approbiren?“

„Was ist's?“ fragte der Minister, sich an den Schreibtisch setzend.

„Der Professor Crispi beschwert sich, daß ihm die Bibliothek die Ausfolgung der Geschichte Gibbon's verweigere —“

„Haben Sie der Bibliothek und dem Professor gesagt, daß das Verbot, die Werke von Grotius, Montesquieu, Gibbon, Pascal und ähnlichen staatsgefährlichen Schriftstellern nicht auszufolgen, auf Professoren keine Anwendung habe?“

„Ich habe die Beschwerde in diesem Sinne erledigt!“ bemerkte Giovanelli, und der Minister setzte seinen Namen unter den Bescheid.

„Der Ingenieur Salvi bittet um Erlaubniß,“ fuhr der Sekretär in seinem Vortrage fort, „die Werke des Naturforschers Bory von Saint-Vincent beziehen zu dürfen!“

„Bory von St. Vincent?“ murmelte der Minister nachdenklich. „Behauptet der Mann nicht die Möglichkeit der Mehrheit der Raçen? Ja, ja, so ist's — was kann es Salvi frommen zu wissen, ob das Menschengeschlecht sich nur auf eine Raçe

reducire oder dem frommen Glauben der Kirche entgegen sich in mehrere Raçen zersplittere? Weisen Sie den Mann mit seinem unstatthaften Verlangen ab — deuten Sie darauf hin, daß er sich als Ingenieur mehr um die Mathematik, mehr um Ziffern als um Raçen zu kümmern habe!"

„Sehr wohl, Excellenz — aber derselbe Salvi bittet auch um die ausnahmsweise Ermächtigung, die ebenfalls verbotene Geschichte der Mathematik von Libri beziehen zu dürfen — in diesem Falle dürfte es etwas schwerer fallen, die Abweisung zu motiviren!"

„Libri — Libri —" sagte der Minister nachsinnend — „warum haben wir Libri verboten?"

„Er urtheilt etwas zu freisinnig über Galilei!" kam der Sekretär dem Gedächtnisse des Ministers zu Hilfe.

„Richtig — richtig! Nun, den Libri mag der Ingenieur haben — aber Sie können einfließen lassen, daß der Polizeiminister es sehr unliebsam aufgenommen habe, daß sich der Herr Ingenieur Salvi so ganz besonders für verbotene Werke interessire — he, Tinti — was gibt's? Ist Sandreni da?"

Die letzten Worte galten einer Erscheinung, die leise die zum Cabinet führende Thür aufgedrückt hatte und den Kopf durch die Spalte steckte.

Es mußte etwas Außerordentliches vorgefallen sein, wenn es der zweite Sekretär Tinti wagte, den Minister zu überfallen. Und in der That hatte er dies Mal den triftigsten Entschuldigungsgrund von der Welt, indem er zwei wichtige Nachrichten zu hinterbringen hatte: nicht nur, daß der so heiß erwartete Sandreni endlich da war — auch der Polizeidirektor von Turin verlangte dringend mit dem Minister zu sprechen.

Lazzari stand einen Augenblick wie der graue Freund zwischen zwei Bündeln Heu — er wußte nicht, welchem von Beiden er zuerst Gehör schenken solle — da überwog die Neugierde zu erfahren, wie man auf der österreichischen Gesandtschaft über die heutige Parade und die Ovationen, die das Volk von Turin anläßlich der militärischen Schaustellung dem König zugedacht habe, denke — er befahl, zuerst Sandreni vorzulassen.

Der Polizeidirektor biß im Vorzimmer in

stiller Wuth die Zähne übereinander, als er hörte, daß er warten müsse.

„Sie kommen spät, Sandreni!“ empfing der Minister stirnrunzelnd den geheimen Agenten. „Ich will hoffen, daß Ihre Botschaft Ihr langes Ausbleiben rechtfertigen wird. Was sagt man auf der österreichischen Gesandtschaft?“

„Der österreichische Gesandte sagt, daß von der Turiner Fortschrittspartei, die auch am Hofe ihre Verzweigungen habe, eine Ovation für den König von Italien vorbereitet werde. Der Gesandte hat in diesem Sinne gestern nach Wien berichtet!“

„Lächerlich!“ murmelte der Minister. „Die Herren sehen am hellen Tage Gespenster!“

„Ich fürchte, Excellenz,“ warf Sandreni ein, „daß der österreichische Gesandte diesmal eine feine Spürnase hatte — der heutige Tag kann für Seine Majestät und Seiner Majestät Minister in der That ein gefährlicher werden — die Volksführer haben die Parole ausgegeben, den König bei der Revue als König von Italien zu begrüßen!“

Der Minister prallte entsetzt zurück. Er sah verstört aus und starrte den Agenten sprachlos,

ungläubig und doch auf das Schlimmste gefaßt an.

„Die Studenten haranguiren die Bürgerschaft" — nahm Sandreni, unbekümmert um den Eindruck, den seine Meldung auf den Minister gemacht hatte, wieder ruhig das Wort — „der Enthusiasmus steigt mit jeder Sekunde, er wird alle Schranken durchbrechen, sobald der König sichtbar werden wird. Ein tausendstimmiges: „es lebe Carlo Alberto, der König von Italien!" wird dem König entgegenbrausen!"

„Nicht möglich!" stammelte Lazzari, bleich wie die Wand. „Davon sollte der Polizeidirektor keine Witterung haben?" Er wollte auf das Vorzimmer zugehen und den in demselben harrenden Polizeidirektor herbeiwinken, als ihn der Agent mit den Worten zurückhielt:

„Dem Herrn Polizeidirektor ist noch so Manches entgangen — geruhen Excellenz beispielsweise dies Buch anzusehen — es hat soeben in Paris die Presse verlassen und ist noch nicht ausgegeben worden. Ich habe mir einen der ersten Abzüge verschafft!"

Sandreni reichte dem Minister eine Schrift dar,

nach welcher dieser zögernd griff, als ob er die Ahnung hätte, daß ihn da wieder etwas Unangenehmes erwarte.

„Was soll's mit dem Buche?“ fragte er barsch.

„Das Buch drückt dasselbe aus, was das Volk von Turin heute in alle Gassen hinausschreien will — es plaidirt, wenn auch in delikater Weise, für ein Königreich Italien, für ein Primat Piemonts in Italien!“

„Verdient denn die ganze Welt mit einem Male in's Tollhaus gesperrt zu werden?“ tobte der Minister. „Wer hat das Buch geschrieben?“

„Ein Unterthan Seiner Majestät — ein Mann, der im Bereiche der königlichen Gewalt ist — das macht das Buch um so bedeutungsvoller. Hätte der Mann, der es geschrieben hat, das Weite gesucht, so wäre das Buch lange nicht so wichtig — aber er lebt in Turin, er hat es verschmäht, in's Ausland zu gehen — Grund genug, daß man ihn für inspirirt halten, daß man auf der österreichischen Gesandtschaft dem Glauben huldigen wird, er drücke die Absichten und Plane gewisser Kreise aus, die dem König nahe stehen!“

„Graf Cavour — Camill Cavour“ — murmelte Lazzari, das Titelblatt des Buches unersättlichen Blickes, in welchem zugleich der absolute Geistesbankerott zu lesen war, betrachtend — „wer ist der kecke Mensch?“

„Ein junger Advokat — kaum dreißig Jahre alt“ —

„Ein Carbonaro?“ unterbrach der Minister den Agenten, ihn mit einem blitzartigen Blicke streifend.

„Das eben gibt dem Manne ein Relief, daß er kein Carbonaro ist!“ entgegnete Sandreni. „Er verwirft alle Verschwörungen, verdammt alle geheimen Gesellschaften, indem er sie die Pest und das Unglück Italiens nennt. Er fordert die Jugend Italiens auf, sich um die legitimen Monarchen Italiens zu schaaren und mit diesen eine Verjüngung Italiens anzustreben. Dabei weist er auf Piemont hin — stellt das Haus Savoyen als dasjenige hin, um das sich die Jugend Italiens schaaren müsse. Freiheit mit Hilfe des ersten, des italienischsten der italienischen Fürsten: das ist das Losungswort Cavour's!“

„Was wird Oesterreich dazu sagen?“ stöhnte

der Minister. Aber er hatte keine Zeit, den Gedanken weiter zu verfolgen — Musikfanfaren drangen an sein Ohr, daß er fast zusammenzuckte, in unsanfter Weise an die Parade gemahnt, bei der so Vieles auf dem Spiele stand.

Er schrieb einige Worte, reichte Giovanelli das Blatt und sagte:

„Fort damit zu La Margherita und zu Villamarina — vergessen Sie nicht die Hymne an den König und das Kriegslied beizuschließen — Sie können gehen, Sandreni — ich danke Ihnen einstweilen — Giovanelli, lassen Sie den Polizeidirektor eintreten!"

„Ich komme zu melden, Excellenz" — sagte dieser im Eintreten.

„Was ich längst weiß!" donnerte ihm der Minister entgegen. „Alte Posten, die mir vor vierundzwanzig Stunden hätten zu Ohren kommen sollen — die Turiner wollen Carl Albert zum König von Italien ausrufen —"

Der Polizeidirektor entfärbte sich und prallte zwei Schritte zurück.

„Excellenz müssen allwissend sein!" stammelte er.

„Nicht allwissend — aber besser bedient als Sie!“ sagte Lazzari kalt. Dabei drückte er ihm Cavour's Buch in die Hand und fuhr fort: „Davon scheinen Sie auch nichts zu wissen — nun denn, so sorgen Sie wenigstens, daß es dem König augenblicklich zu Augen kommt, ohne daß er eben erfährt, welcher gute Freund ihm die Ueberraschung zugedacht hat! Der König liebt es, in so geheimnißvoller Weise in den Besitz wichtiger Schriften zu kommen — er gibt sich dann der Täuschung hin, daß Niemand davon wisse, daß er die Bücher auf sich habe wirken lassen! Ich kann dem jungen Scribenten, der sich in diesem frechen Machwerke zum ersten Male versucht hat, keinen schlimmeren Dienst erweisen, als wenn ich die Schrift in so geheimnißvoller Weise in die Hände des Königs bringe! Diesem werden plötzlich die Augen über das schlüpfrige Terrain aufgehen, auf welches ihn diejenigen zu drängen suchen, die seine krankhafte persönliche Antipathie gegen Oesterreich ausbeuten.“

„Ich werde die Schrift Seiner Majestät in die Hände spielen!“ sagte der Polizeidirektor, indem er sich empfahl.

Zweites Kapitel.

Der Kriegsminister. Im Vorzimmer des Königs. Der Beichtvater Carlo Alberto's.

Während der Polizeiminister Audienzen ertheilte, überraschte der Kriegsminister Villamarina die Caserne der Garde mit seinem Besuche. Er liebte derartige Ueberraschungen und Ueberrumpelungen, welche schon manchem Offizier und Soldaten theuer zu stehen gekommen waren.

Diesmal entzog sich jedoch Vieles seinem Späherblicke, da die Gardetruppe eben im Begriffe war, zur Parade auszurücken. Doch war selbst heute ein Unglücklicher da, der es bereuen sollte, gegen ministerielle Handstreiche nicht besser auf der Hut gewesen zu sein.

Der Lieutenant der Hauptwache hatte sich die Zeit damit vertrieben, daß er einen Artikel für

ein in Tessin erscheinendes militärisches Fachblatt schrieb, in welches piemontesische Offiziere ab und zu ihre Ansichten über diese oder jene soldatische Tagesfrage niederzulegen pflegten.

Es war eine ganz harmlose Abhandlung, die den jungen Offizier beschäftigte. Er war eben im besten Zuge, die Vortheile der französischen Plunderhose gegenüber der bis dahin noch in der piemontesischen Armee üblichen engen Hose zu beleuchten, als der Kriegsminister vor ihm auftauchte.

Villamarina legte seine Hand auf das Manuscript, schleuderte dem vor Schrecken halb erstarrten und gelähmten Lieutenant einen grimmigen Blick zu und fragte:

„Was machen Sie da?“

„Ich schreibe, Excellenz“ — stotterte der Ueberfallene.

„Was schreiben Sie? Briefe scheinen es nicht zu sein — also sind es wohl Journalartikel! Ich habe Sie schon lange im Verdachte, daß Sie die Armee, in der Sie zu dienen die Ehre haben, in ausländischen Journalen bemäkeln —“

„Excellenz!“ rief der Lieutenant, dem die Röthe

des Zornes zu Gesicht stieg, in gerechter Entrüstung. „Ich habe mir nie ein Urtheil über die Armee Seiner Majestät erlaubt — es wäre denn, daß Sie eine Besprechung der Beinkleider, welche diese Armee trägt, schon für eine Herabsetzung des Heeres ansehen sollten!“

„Um so schlimmer, wenn Sie an Kleinigkeiten nergeln — wenn Ihnen das Beinkleid nicht recht ist, das der Soldat Seiner Majestät trägt!“ sagte der Kriegsminister streng. „Seine Majestät trägt als erster Soldat der Armee dasselbe Beinkleid, über welches Sie hier, wie ich sehe, Ihre kritische Lauge ausgießen — es ist also gewissermaßen Seine Majestät selbst, die Sie zu hofmeistern wagen!“

„Diese Deutung, Excellenz, erscheint mir so gewagt und forcirt“ — stammelte der Lieutenant.

„Nicht räsonnirt!“ donnerte der Kriegsminister. „Das Manuscript werde ich revidiren — Sie aber sind vom Dienste suspendirt — Sie werden dem Lieutenant, der Sie ablösen wird, den Degen übergeben — meine Offiziere sollen nichts schreiben als Rapporte — Sie können von Glück sagen, wenn ich Sie nicht degradire — aber merken Sie

sich Eines, junger Mann — Schriftsteller avanciren nie in der piemontesischen Armee — nie — nie!“

Damit kehrte der General dem vernichteten Lieutenant den Rücken und ging, die Schlafstuben der Soldaten zu untersuchen. Auf diesen Visitationen war keine Schublade, keine Commode, kein Bett vor ihm sicher. Er hatte seine Luchsaugen überall, entdeckte jede Unregelmäßigkeit, ahndete mit eiserner Strenge jedes Versehen.

So blieb er auch diesmal in einer der Stuben vor einem Bette stehen, warf eigenhändig das Oberbett und die Polster zur Seite und ließ seinen lauernden Blick über den Strohsack gleiten.

„Wer schläft hier?“ fragte er den Gardeoffizier, der ihn begleitete.

„Der Unteroffizier Srini, Excellenz!“

„Pflegt der Mann zu lesen?“

„Ab und zu, Excellenz!“

„Das mißfällt mir — ich frage nicht umsonst — ich habe mir sagen lasseu, daß die Soldaten in letzter Zeit zu viel lesen und daß ihnen besonders die Unteroffiziere mit bösem Beispiele vorangehen!“

Indem der Minister so sprach, griff er nach dem Strohsacke des Bettes aus, vor dem er eben stand und brachte aus der Strohumhüllung alsbald ein Buch zu Tage.

Sein Auge blitzte — mit einer wüthenden Geberde hielt er das aufgestöberte Buch dem Offizier vor's Gesicht und sagte mit vor zorniger Aufregung zitternder Stimme:

„Da haben wir die Bescherung — die Offiziere schreiben Artikel — die Soldaten lesen und verstecken die Bücher in ihren Strohsäcken — und was lesen Sie — Balbo's Hoffnungen — also halb verbotene Bücher, Bücher, die in Piemont eben nur geduldet werden, weil die Censur zu milde, zu rücksichtsvoll verfährt — Bücher, von deren Existenz der Soldat gar keine Ahnung haben sollte!"

Der General hatte das Buch aufgeschlagen und sah nun, daß am Rande der Blätter Anmerkungen standen. Diese Wahrnehmung schärfte seinen Zorn und er rief, blaß vor Aerger aus:

„Also auch Glossen — Glossen zu Balbo's italienischen Hoffnungen — das wird immer besser — man lasse den Unteroffizier Srini aus dem

Gliede treten — er soll die Parade nicht mit machen — er ist degradirt — degradirt zum Gemeinen für immerwährende Zeiten — sein Hauptmann und Lieutenant, welche beide keine Ahnung davon haben, was in ihrer Compagnie vorgeht, kommen nach der Parade auf acht Tage zum Profosen!"

Der Minister hatte mittlerweile Balbo's Hoffnungen, in welchen die nationale Unabhängigkeit in feuriger Weise in den Vordergrund gerückt und dem Papstthum an Stelle der weltlichen Gewalt ein mehr idealer, die Schranken der italienischen Nationalität weit überschreitender Beruf vindizirt wurde, in die Tasche gesteckt und sagte nun, weitergehend, zu seinem Adjutanten:

„Es ist gut, daß wir diesen vorwitzigen Balbo am Fädchen halten! Was er aus der Schule schwatzt, das lassen wir seine Söhnchen entgelten! Das ältere Bürschchen hätte heuer bereits die Militärakademie verlassen und in die Armee eintreten können — aber es soll sich noch ein Jahr die Hosen auf den Schulbänken zerreißen! Und den Jüngeren soll mir der Professor der Mathematik so streng halten, daß er unter zwei Jahren

aus dem Vorbereitungskurse nicht herauskommen soll! So verwunden wir den eitlen und ehrgeizigen Vater an seiner schwächsten Stelle, an seiner Achillesferse! Er hält ein gutes Stück auf die beiden Jungen und glaubt, daß sie ihm nachgerathen seien — wir wollen ihm beweisen, daß beide Schwachköpfe sind, die nicht vorwärts kommen können! Das wird ihn tödtlich treffen — wir bekämpfen seine gedruckten „Hoffnungen", indem wir einen Guerillakrieg gegen seine Familienhoffnungen führen!"

Der Mann, der Balbo als einen Liberalen haßte, lachte satanisch in sich hinein. Der Gedanke, dem Grafen hinterrücks eines versetzen zu können, kitzelte den soldatischen Haudegen, der sich einmal vermessen hatte, dem König den Rath zu geben, die liberalen Phantasieen im Blute zu ersticken, und müßte man Turin an vier Ecken in Brand stecken, ganz außerordentlich.

Aus der Caserne begab sich der Kriegsminister zum König, um dessen letzte Befehle wegen der Parade einzuholen.

Es war die Stunde, wo der König zu empfangen pflegte, und in dem Vorzimmer herrschte

ein buntes Gewühl von Höflingen, Staatsmännern, Offizieren, Geistlichen und Würdenträgern aller Art.

Villamarina's erster Blick fiel auf den Jesuiten Gonsalvi, der die bevorzugte Stellung eines Beichtvaters des Königs innehatte.

Der einfache Mönch wurde von so Manchem, der ihn auf der socialen Leiter um mehrere Kopflängen überragte, um den Einfluß, den er beim König hatte, dessen Ohr ihm täglich offen stand, beneidet — der Erzbischof von Turin selbst hätte vielleicht seinen Krummstab und seine goldene Mitra gern gegen den breitkrämpigen Schäferhut des Jesuiten eingetauscht.

Aber nicht blos beneidet — auch gehaßt, glühend gehaßt wurde der Pater. Villamarina insbesondere war sein unversöhnlicher Feind und das aus keinem anderen Grunde, als weil Gonsalvi Jesuit war. Der Kriegsminister hatte eine krankhafte Aversion gegen die Priester vom Orden des heiligen Ignazius von Loyola, welcher er bei jeder passenden und mitunter auch unpassenden Gelegenheit Luft machte.

Nicht einmal im Vorgemache des königlichen

Audienzzimmers waren die Jesuiten vor Villamarina's sarkastischen Anfechtungen sicher, und was von diesem Guerillakrieg, den der alte General mit den Jesuiten beharrlich führte, nach außen hin transspirirte, reichte vollkommen hin, Villamarina bei dem großen Haufen populär zu machen. Das Publikum, welches die leidenschaftliche Antipathie des Kriegsministers gegen die Jesuiten instinktiv theilte, übersah die schlimmen Eigenschaften des Generals und hielt sich nur an das, was ihm zusagte und womit es sympathisirte.

Auch diesmal hatte der Kriegsminister Gonsalvi kaum erschaut, als er auch schon wie ein Sperber auf die Fensternische zuschoß, in welche sich der Beichtvater des Königs zurückgezogen hatte.

Ein böses Lächeln umspielte die Lippen Villamarina's, als er den Jesuiten begrüßte — wer nur einigermaßen in den verwitterten Zügen des Generals zu lesen verstand und in den Beziehungen, die zwischen ihm und Gonsalvi obwalteten, orientirt war, mußte sich sagen, daß er zu einem empfindlichen Stoße gegen den Mönch ausgehole.

„Halten Sie Ihre salbungsvollsten Worte bereit, Hochwürden," sagte Villamarina, „Sie werden Sie nöthig haben! Die Bulle, die gestern von Rom kam, hat den König schwer gereizt und gekränkt — er hätte sich eines Anderen von Seiner Heiligkeit versehen. So viel Frömmigkeit hätte einen anderen Lohn verdient, als diese herbe Abfertigung und Verurtheilung der unbedeutenden kirchlichen Reformen, welche sich die Regierung Seiner Majestät auf der Insel Sardinien ohne vorläufige Einholung der Genehmigung Seiner Heiligkeit erlaubt hat!"

Gonsalvi richtete sein Auge gegen den Himmel und sagte:

„Ich bin vollkommen ruhig über den Empfang, der mir bei Seiner Majestät werden wird. Der König weiß, wie wohlgesinnt ihm der heilige Vater ist und wird keinen Augenblick außer Acht lassen, daß die Bulle Seiner Heiligkeit nur eine Reihe von Regierungsmaßregeln gerichtet hat, welche die Minister Seiner Majestät zu unternehmen für gut fanden."

„Sie sondern sehr scharf zwischen dem König und seinen Räthen!" sagte Villamarina, den

Mönch mit einem hämischen, siegessicheren Blicke festhaltend, in welchem zu lesen war, daß der eigentliche Streich, den er dem Geistlichen zugedacht, jetzt erst fallen würde. „Sie übersehen ganz die Solidarität, die in gewissen Regierungsfragen zwischen dem König und seinen Räthen obwaltet — so zum Beispiel herrschte erst gestern zwischen beiden Theilen eine merkwürdige Uebereinstimmung!“

„In welcher Angelegenheit, wenn ich fragen darf, Excellenz?“

„In der Eisenbahnfrage!“

Der Mönch zuckte zusammen, als ob ihn etwas gestochen hätte.

Der Minister fixirte ihn höhnisch und fuhr fort:

„In derselben Stunde, in welcher die Bulle Seiner Heiligkeit anlangte, haben die Minister Seiner Majestät das Eisenbahngesetz zur Sanction vorgelegt und —“

In der augenfälligen Absicht, Gonsalvi auf die Folter zu spannen, hielt Villamarina einen Augenblick inne. Gonsalvi verschlang ihn mit den Augen und mochte doch nichts sagen und

nicht fragen. Als ihm die Pause zu lange dauerte, hauchte er endlich dennoch:

„Und?“

„Und Seine Majestät haben das Gesetz sanctionirt!“ schloß der Minister lächelnd. „Sie machten sich wohl lebhafte Skrupel wegen der Aufnahme, welche diese Sanctionirung bei Seiner Heiligkeit finden würde — aber die politischen Interessen überwogen — Seine Majestät mußte als König von Piemont handeln und durfte der Antipathie Seiner Heiligkeit gegen Eisenbahnen nicht länger Rechnung tragen!“

Villamarina sah an der Verstörtheit Gonsalvi's, daß der Stich tief und fest saß — er wollte sich eben lächelnd und mit sich selbst zufrieden abwenden, als der Jesuit, sich fassend, bemerkte:

„Ich verstehe, Excellenz — das Eisenbahngesetz soll eine Revanche für die päpstliche Bulle sein. Ich fürchte nur, Excellenz haben sich da übereilt und ein wenig zu sehr in's eigene Fleisch geschnitten. Sie glaubten Seine Heiligkeit zu verwunden und verwundeten sich selbst am meisten. Das Paroli, das Sie Seiner Heiligkeit persönlicher Abneigung gegen die Eisenbahnen zu

biegen glaubten, fällt nicht schwer in's Gewicht — der Papst wird die Neckerei der piemontesischen Minister leicht verwinden — die Kirche ist über andere Feinde und Angriffe zur Tagesordnung hinweggegangen. Schwerer aber werden die piemontesischen Minister den Haß Oesterreichs verwinden — und diesen unversöhnlichen Haß haben Sie durch die Sanctionirung des Eisenbahngesetzes auf sich geladen. Mich wundert dabei nur, daß Sie, Excellenz, Sie, dem man nachsagt, daß er mehr Oesterreicher als Italiener sei, dem König zu diesem verhängnißvollen Schritte haben rathen können!"

Villamarina machte eine Anstrengung, dem Blicke des Mönches, der unverwandt auf ihm ruhte, auszuweichen. Es war kein Zweifel — Gonsalvi hatte den Pfeil aus der Fleischwunde, die er ihm gerissen, herausgezogen und drehte jetzt die Spitze desselben gegen den Minister und die Verwirrung dieses letzteren war Zeugin, daß er die verwundbare Stelle Villamarina's mit glücklichem Instinkte herausgefunden habe.

„Ja, ja, mein Herr General," fuhr der Jesuit mit erhobener Stimme und das frühere, nunmehr

erfrorene Lächeln Villamarina's parodirend fort, „bauen Sie die Eisenbahn von Genua nach der Schweiz, bieten Sie Triest und der österreichischen Seeherrschaft in der Adria Schach — die Bahn wird allerdings bleiben, aber Villamarina wird gehen!"

„Noch steht er!" trumpfte der Minister den Mönch hochfahrend ab, ihn mit einem giftigen Blicke streifend.

„Er wird nach der gestrigen That nicht lange mehr stehen!" sagte Gonsalvi unerschrocken. „Der König haßt Oesterreich, aber er kann sich dem österreichischen Einflusse nicht entziehen. Alles, was er gegen Oesterreich thut, ist nur Polemik im Kleinen — sobald Oesterreich mit dem Schwerte rasselt, wird der König klein beigeben. Oesterreich wird aber mit dem Schwerte rasseln — die letzte Maßregel Oesterreichs, welche den Einfuhrzoll auf die piemontesischen Weine verdoppelte, ist ein Fingerzeig, wie Oesterreich die Neckereien Piemonts zu erwiedern gedenkt — die Genueser Eisenbahn wird die Dinge vollends in Fluß bringen. Oesterreich wird nicht die Köpfe" — Gonsalvi betonte die Wendung auf eine eigenthümlich sar-

kastische Art, welche anzudeuten schien, welch geringen Werth er auf Villamarina's Kopf lege — „Oesterreich wird nicht die Köpfe, wohl aber die Portefeuilles Villamarina's und La Margherita's verlangen — und der König wird ihm diese Portefeuilles, das seien Sie versichert, Excellenz, nach kurzem Sträuben willfährig zu Füßen legen!"

Diesmal war die Reihe zu triumphiren an Gonsalvi und er legte sich auch keinen Zwang an, dem Minister seine momentane Ueberlegenheit und den Sieg, den er in dem eben zu Ende geführten Zungengefechte davongetragen hatte, recht empfindlich fühlen zu lassen. Er weidete sich an der unverkennbaren Verlegenheit Villamarina's, der es recht bitter empfand, daß der Geistliche mit seiner Argumentation nicht so ganz Unrecht habe. Er mußte sich sagen, daß er dadurch, daß er seiner eingewurzelten Rancune gegen die Geistlichen im Allgemeinen und gegen Rom und die Jesuiten insbesondere rücksichtslos hatte den Zügel schießen lassen, sich selbst in's Gesicht geschlagen und mit sich und dem System, dem er bisher gehuldigt und das ihn an Oesterreich knüpfte, in einen herben Conflikt gerathen sei. Er hatte, um dem

von Jesuiten berathenen Papste einen recht empfindlichen Possen zu spielen, im Ministerrathe seine entscheidende Stimme zu Gunsten der Genuesischen Eisenbahn in die Wagschale geworfen und geltend gemacht, daß die Bahn aus strategischen Rücksichten unbedingt nothwendig sei, da sie die Hauptfestung Alessandria mit Turin und Genua verband. Das Interesse Oesterreichs, diese Bahn zu verhindern, hatte er nicht so hoch angeschlagen, wie es ihm Pater Gonsalvi jetzt vorgaukelte.

Die Folge davon, daß er sich sagen mußte, daß er aus Haß gegen die römische Curie einen staatsmännischen Fehler begangen habe, war, daß sich sein Haß gegen Gonsalvi und die Interessen, die dieser vertrat, wesentlich schärfte und steigerte. Nur um bei dem Priester nicht den Glauben aufkommen zu lassen, daß er ihn empfindlich getroffen habe, sagte er:

„Sie haben bei Ihrer Combination Eines übersehen, Hochwürden — und dies Eine ist, daß ein Augenblick eintreten könnte, wo die Politik Seiner Majestät — oder wenn Ihnen der Ausdruck lieber ist — die Politik der Räthe Seiner Majestät aufhörte, österreichisch zu sein, um italie-

nisch zu werden. Wer weiß, ob nicht gerade der heutige Tag dazu ausersehen ist, einen Wendepunkt nach dieser Richtung hin zu bezeichnen — das erste Wort ist doch schon gesprochen — wir haben Oesterreich gesagt, daß es mit der Erhöhung der Weinsteuer eine Repressalie gegen die nationale Richtung Piemonts habe ausüben wollen. Die Sensation, welche diese freie, offene Anschuldigung im ganzen Lande hervorgerufen, das Aufjauchzen der Bevölkerung wie bei einem Siege über den Fehdehandschuh, den wir, wenn auch vorläufig nur auf dem Papiere, Oesterreich hingeworfen haben, die lärmenden Ovationen, welche Turin seither bei jeder Gelegenheit dem König darbringt, die Gedichte und Adressen, in welchen sich die erregte Stimmung widerspiegelt, die Opferfreudigkeit gerade jener Provinzen, die zunächst durch die österreichische Maßregel bedroht erscheinen: das Alles könnte die Räthe Seiner Majestät bestimmen, auf der mit so vielem Glück betretenen Bahn weiter zu gehen und Trümpfe auszuspielen, die weiter gingen als das Eisenbahngesetz, das in so manchen Kreisen mit scheelen Augen betrachtet wird!“

Villamarina hatte einen Theil jener Position, die er kurz zuvor dem Beichtvater des Königs gegenüber eingebüßt, wieder zurückerobert — es war ersichtlich, daß sich der Geistliche nicht mehr so sicher fühlte wie früher. Die gewitterschwüle Situation, von der ihm der Minister mit schlagenden Worten einen bezeichnenden Abriß gegeben, war ihm wie ein Alp auf die Seele gefallen — er mußte innerlich seufzen, indem er an die Parade dachte, die leicht einen Wendepunkt in der piemontesischen, wenn nicht gar in der italienischen Geschichte bezeichnen konnte. Und Gonsalvi wußte, daß er dem intellektuellen Urheber der Parade gegenüberstand — von allen Räthen der Krone war Villamarina der Einzige gewesen, der dem König gerathen, den Huldigungen, die ihm das Volk entgegentragen wolle, nicht aus dem Wege zu gehen. Er legte im Allgemeinen wenig Gewicht auf das Volk, aber es war ihm als Minister doch angenehmer, dieses Volk jauchzte, als es schwieg. Etwas von dem Jubel kam doch auch den Ministern zu gut, welche den Impuls zu der vom König eingeschlagenen kühnen Politik gegeben hatten und dieses Etwas diente dazu, ihnen

ein Relief zu geben. Dann hatte bei Villamarina im Hintergrunde abermals der Gedanke geschlummert: wie wird man sich in Rom über die Parade ärgern — welches bitterböse Gesicht werden die Jesuiten zu dem Blumenregen machen, mit dem das Volk von Turin die Pfade, die der König wandeln würde, bestreuen wird. Die übrigen Minister hatten scheu gefragt: wie wird Oesterreich die volksthümliche Demonstration aufnehmen — sie wären gern, schon über den ersten kühnen Anlauf, den sie gegen Oesterreich genommen, erschreckt, jeder auffälligen Kundgebung ausgewichen. Villamarina aber hatte, so sehr er im Uebrigen zu und mit Oesterreich hielt, gesagt: Wenn die Turiner dem König zujubeln, so geht das nur Piemont an — Oesterreich kann und muß es aber ganz gleichgiltig sein.

Und Gonsalvi wußte, daß Villamarina diese nationale Anschauung im Ministerrathe vertreten hatte und mit derselben durchgedrungen war. Der König hatte beschlossen, die Parade abzuhalten, obschon großartige nationale Demonstrationen zu erwarten waren.

Gonsalvi mochte nicht als Besiegter von

dem Kriegsminister scheiden. Er sagte daher giftig:

„Der König hat die Parade, von welcher nach Euer Excellenz Dafürhalten die Verjüngung und Wiedergeburt Piemonts datiren soll, noch nicht abgehalten! Wer weiß“ —

„Ob er sie überhaupt abhält, meinen Sie wohl?“ fiel der Minister, der sogleich merkte, wo hinaus der Jesuit wolle, diesem lächelnd in's Wort. „Sehen Sie, Hochwürden, das wird von einem Zufall abhängen! Ich stimme nämlich mit Ihnen, Hochwürden, darin überein, daß Alles an einem Faden hänge — Alles kommt darauf an, wen Seine Majestät in der nächsten halben Stunde, die der Revue unmittelbar vorangeht, zuerst — wen er zuletzt empfängt. Komme ich zuerst daran, so können Sie die Partie gewinnen — La Margherita und Latour haben dann Gelegenheit, den Eindruck meiner Worte bei Seiner Majestät zu verwischen. Wird aber der Fürst Latour oder mein College der Minister des Auswärtigen zuerst in's Cabinet citirt und schließe ich den Reigen — dann — dann, mein guter Pater, stehen Ihre Aktien schlecht!“

Es war ein spöttischer Blick, mit dem der Minister den Mönch noch bedachte — dann kehrte er ihm den Rücken.

In diesem Augenblick trat der Abgesandte des Polizeiministers ein, der Villamarina und La Margherita die Depeschen des Polizeiministers Lazzari überbrachte.

Gonsalvi sah, wie die beiden Minister in den Fensternischen, in welche sie sich zurückgezogen hatten, die Papiere, die man ihnen eben überbracht hatte, verschlangen — er hätte viel darum gegeben, wenn er gewußt hätte, was die Papiere enthielten — aber theilweise errieth er es. Er sah, wie Villamarina aufblickte, wie er lächelnd sein Auge den Saal entlang schweifen ließ, bis es auf ihm haften blieb — dieser Blick des Kriegsministers sagte ihm, daß er auf das Schlimmste gefaßt sein müsse. Villamarina hätte ihn nicht so zuversichtlich angesehen, wenn er nicht eben gute Botschaft für sich und schlimme für ihn in der Hand gehalten hätte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Flügelthür, die in das königliche Cabinet führte, von Innen, und der diensthuende Kammerherr des

Tages erschien in Gallauniform auf der Schwelle. Tiefe Stille lagerte sich sofort über den Vorsaal, Alles lauschte dem ersten Worte, das den Lippen des Hofbeamten entschlüpfen würde.

Drittes Kapitel.

Carlo Alberto.

Eigentlich war diese Spannung mehr eine gewohnheitliche, denn über den Namen, welchen der Kammerherr zuerst aufrufen würde, konnte gar kein Zweifel obwalten.

Seit undenklichen Zeiten lieh Carlo Alberto sein Ohr in erster Linie seinem Beichtvater, und die Minister Seiner Majestät hatten sich so sehr daran gewöhnt, hinter dem einfachen Mönche in dieser Beziehung zurückzustehen, daß sie in der Bevorzugung des Jesuiten durchaus nichts Besonderes mehr sahen. Es hätte sie im Gegentheil Wunder genommen, wenn sich der König einmal ausnahmsweise zu den weltlichen Dingen herabgelassen hätte, ohne zuvor seine Rechnung mit Gott und Pater Gonsalvi gemacht zu haben.

Gonsalvi selbst betrachtete es so sehr als etwas Selbstverständliches, daß der König auch heute zunächst und vor Allem darauf bedacht sein würde, sein Gewissen zu entlasten und seinen Frieden mit Gott zu machen, daß er erst gar nicht abwartete, welchen Namen der Kammerherr aufrufen werde, sondern, sobald die Thür aufrauschte, gravitätisch und doch wieder den Kopf in scheinbarer Demuth neigend, auf das Gemach des Königs zuschritt.

Plötzlich sah er sich jedoch durch die näselnde Stimme des Kammerherrn aufgehalten und auf den Platz, bis zu welchem er in seinem Siegeslaufe vorgeschritten war, festgebannt.

„Herr Doktor Filippi — Seine Majestät befiehlt!“ sagte der Kammerherr, ohne davon Notiz zu nehmen, daß Gonsalvi bereits dicht an der Thür des königlichen Cabinets stand.

Während sich der Leibarzt des Königs beeilte, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten, richteten sich die Blicke aller anwesenden Höflinge in hämischer Schadenfreude auf Pater Gonsalvi, der in einem vollkommenen Geistesbankerott dazustehen schien. Er hätte etwas darum

gegeben, wenn sich, wie auf dem Theater, plötzlich eine Versenkung geöffnet und ihn mit sich in die Tiefe genommen hätte. Dies boshafte Zischeln, dies Achselzucken, dies Flüstern und Lächeln war einem Spießruthenlaufen vergleichbar. Und dabei sollte man seine Fassung behaupten und den Unbefangenen spielen — sollte Villamarina's bedeutsames Augenzwinkern hinnehmen, ohne mit dem Auge zu zucken: das war selbst von einem Jesuiten zu viel gefordert.

Pater Gonsalvi bestand die fatale Probe aber in glänzender Weise. Während La Margherita ziemlich vernehmlich zu dem Marschall Latour, der neben ihm stand, sagte: „Seine Majestät scheinen sich heute keines Fehltritts bewußt zu sein und doch steht geschrieben, daß selbst der Gerechteste neunmal in der Minute strauchle“ — vollzog Gonsalvi eine wahrhaft meisterhafte Schwenkung, welche es glaublich erscheinen ließ, daß er sich vorhin nur zufällig der Thür des königlichen Cabinets genähert, eigentlich aber die jetzt einsame Fensternische zu gewinnen gestrebt habe, in welcher früher Doktor Filippi gelehnt.

Dieser war mittlerweile bereits im königlichen

Gemache verschwunden, von welchem der Kammerherr nach Art des Engels mit dem flammenden Schwerte, jeden Unberufenen fernhielt. Er winkte zwei Lakaien, welche mit ihm erschienen waren, und diese schlossen geräuschlos die Thür, die zum königlichen Zimmer führte und pflanzten sich dann vor dieselbe auf, während der Kammerherr sich unter die Höflinge mischte.

Der Leibarzt des Königs war in ein Zimmer eingetreten, in welchem ein vollständiges Halbdunkel herrschte. Wer hier, ohne mit der Oertlichkeit bekannt zu sein, zum ersten Male eingetreten wäre, hätte unsicher umhertappen müssen.

Aber Doktor Filippi kannte in diesem Raume jedes Möbel, jeden Teppich, jede Tapete — er wandelte tagtäglich die kurze Strecke von der Thür zu dem Bette des Königs.

Dies Bett, auf welchem der Souverän von Piemont auch in diesem Augenblicke in voller Uniform und mit besternter Brust ausgestreckt lag, war ein wahres Lotterbett.

Es glich einer Pritsche — der letzte Soldat des Königs von Sardinien lag und schlief besser und bequemer als dieser König, dessen Schlaf-

stätte aus einer langen und breiten Gurtenmatratze bestand, über welche eine Decke gebreitet war.

Ueber diesem einfachen Bette hing das Bild des Gekreuzigten — die Rouleaux der beiden Fenster, aus welchen das Cabinet sein Licht schöpfte, waren herabgelassen.

Da lag der König, der von Natur aus so kräftig angelegt gewesen, aber seine besten Kräfte in der Jugend vergeudet hatte und der sich nun als Gegenmittel gegen seine körperlichen und seelischen Leiden, gleichsam als härenes Bußgewand für seine Verirrungen, seit Jahren eine bis zum Uebermaße ascetische und mehr als mönchische Lebensweise auferlegte.

Da lag er, ein bleiches, schattenhaftes, bis zur Unkenntlichkeit abgemagertes Skelett und streckte dem Doktor seine Hand, die nur ein Knochenkonglomerat war, entgegen. Aber zwischen diesen fleischlosen Knochen schlug immer noch rasch und feurig, fast fieberhaft der Puls. Ja, er schlug um so ungestümer, je tiefer die systematische Abmagerung, zu welcher der König seinen Körper verurtheilt hatte, seine Lebenskraft

herabdrückte. Je elender der Körper in Folge der Foltern wurde, die ihm der König auferlegte, eine desto krankhaftere Reizbarkeit kam in die Funktionen seines Nervensystems, und diese Reizbarkeit wirkte auch auf die Willenskraft ein, welche von einer lebhaften, überaus reizbaren, durch die körperlichen Leiden gesteigerten Einbildungskraft erschüttert und für ruhige und planmäßige Entschlüsse untauglich gemacht worden war.

Da lag Piemonts Hoffnung, Italiens Stolz, und wenn man den Mann ansah und daran dachte, wie hochfliegend, wie reformfreundlich er angefangen, welche Hoffnungen und Erwartungen an ihn geknüpft worden, so hätte man weinen mögen. Hier war ein reich und schön angelegtes Leben wie Knallsilber verpufft — unwiederbringlich verloren — denn wie hätte man diesen von Innen und von Außen zerstörten Menschen ansehen und noch etwas von ihm für Italien hoffen können?

Mochte er immerhin noch edler Regungen fähig sein und die hochfliegenden Plane seiner guten Jahre noch krampfhaft in seiner vom

Wurme angenagten Seele festhalten: was konnte man von einem Manne erwarten, der wie ein Lazarus dalag, jeden Augenblick zur Grablegung bereit, dessen Seele an einen abnormen, krankhaft geschwächten Organismus gefesselt war, dem alle Kraft fehlte, den Eingebungen der Seele zu folgen, das vielleicht kühn und edel Gedachte zur Ausführung zu bringen?

Dieser König war die schreckenvollste, unheimlichste aller Ruinen. Man brauchte ihn nur anzusehen, um inne zu werden, daß Furcht und Mangel an Selbstvertrauen jeden guten und kräftigen Entschluß im Keime ersticken und ihn zum willenlosen Spielball jener machen mußten, die es verstanden, seine Schwäche zu benutzen und für ihre Plane auszubeuten.

Der lebendigtodte König raffte sich nur bei besonderen Anlässen zu einer physischen Anstrengung auf — sonst wankte er eben nur wie ein Schatten gespensterhaften, kaum hörbaren Trittes durch die weiten Räume seines Palastes.

Heute gab es eine solche außerordentliche Veranlassung — heute wollte sich Carlo Alberto wieder

einmal als der erste Soldat Italiens seiner Armee zeigen. Zu diesem Behufe hatte er große Toilette gemacht und seinen mumienhaften Leib in Gold und Purpur getaucht. Die bereits vom Tode angenagte Brust schimmerte im Glanze von hundert Brillanten — die rechte Hand hielt zitternd den federgeschmückten Hut — die linke fuhr gegen den Leibarzt aus, der eine Weile dem Gange des Blutes lauschte und dann bedenklich bemerkte:

„Majestät haben einen Diätfehler begangen — der Puls geht ungewöhnlich rasch und heftig — Majestät scheinen sehr aufgeregt zu sein!“

Der König machte einen Versuch, sich von seinem Lotterbette zu erheben. Er stemmte seine Hüfte auf den rechten Arm und sah dem Doktor mit lauernder Aengstlichkeit in's Gesicht.

„Sie errathen doch Alles, Doktor,“ sagte er mit schwacher, angegriffener Stimme, indem er zu lächeln versuchte. „Sie sind ein schrecklicher, erbarmungsloser Mensch, den man nicht täuschen kann! Ich habe gestern Abends einen unwiderstehlichen Appetit auf einen Kalbsbraten verspürt —“

„Einen Kalbsbraten!" entsetzte sich der Arzt, die Hand des Königs fahren lassend. „Einen Kalbsbraten und auf die Nacht! Wo haben Euer Majestät hingedacht! Sie haben sich und das Reich vergessen, dem Sie die Erhaltung Ihres glorreichen Lebens schuldig sind! Kalbfleisch auf die Nacht! Habe ich Euer Majestät nicht wiederholt bemerklich gemacht, daß Fleisch Gift für Sie sei?"

„Aber ich hatte einen unbezwinglichen, fieberhaften Appetit!" entschuldigte sich der König. „Ich habe nicht vier Loth von dem Fleische gegessen" —

„Und wenn es ein halbes Loth gewesen wäre, es wäre doch Gift geblieben!" beharrte der Doktor. „Euer Majestät können von Glück sagen, daß Sie in der Nacht nicht der Schlag rührte — jedenfalls haben Sie durch diesen Diätfehler den Erfolg der Kur auf lange Zeit hinaus in Frage gestellt!"

Der König schwieg einen Augenblick — dann sagte er mit einer Stimme, aus welcher eine tiefe, wehmüthige, aber dabei resignirte Verstimmung herausklang:

„Aber es ist doch ein elendes Leben, das nicht des Athemschöpfens werth ist — immer nur laues Wasser, Spinat und Kartoffeln!“

„Es betrübt mich, wenn ich Eurer Majestät nicht die Ueberzeugung beibringen kann, daß nur aus dieser Trias eine Verjüngung und Wiedergeburt des inneren Organismus hervorgehen kann. Dieser ist so herabgestimmt, daß er eben nichts Anderes verträgt und erst nach und nach an kräftigere Substanzen gewöhnt werden kann. Haben Euer Majestät gebadet?

„Ganz nach Ihrer Vorschrift — 33 Grad Reaumur — es kommt mir beinahe vor, als ob mich diese heißen Bäder noch mehr schwächten — alle Achtung vor Ihren Ansichten und Ihrer Diagnose, lieber Doktor — aber Sie behandeln mich grausam! Ich brenne vor Verlangen, ein Seebad zu nehmen – ich glaube, ich würde wirklich verjüngt dem Meere entsteigen — und Sie verweisen mich ohne Gnade auf die täglichen warmen Bäder!“

„Ein Seebad wäre der gewisse Tod!“ sagte der Doktor bestimmt, indem er mit den Achseln zuckte.

„Lassen Sie mich wenigstens das Bad um drei Grad kälter nehmen — dreißig Grade wären gewiß hinreichend und zuträglicher“ —

Filippi sah nachdenklich vor sich hin und der König fixirte ihn gespannt, als ob ein Tod oder Leben bringendes Urtheil auf seiner Lippe schwebe.

Endlich gab Filippi im Orakeltone die Bemerkung von sich:

„Euer Majestät können es wagen, das Wasser von heute an um einen Grad kälter zu nehmen — zweiunddreißig Grade — das will ich verantworten!“

Der König athmete leichter auf. Dankbar sagte er:

„Ich bin Ihnen verbunden, lieber Doktor, wenn es auch nur ein Grad ist, den Sie mir erlassen zu können glauben. Und nun zur Kost — ein Löffel Suppe könnte mir vielleicht nicht schaden — ich habe eine förmliche Sehnsucht nach Suppe, klingt es nicht wie bittere Ironie, das sich der König von Piemont einen Löffel Suppe erbetteln und erkämpfen muß?“

Carlo Alberto lächelte schmerzlich vor sich hin,

indem er wieder das Auge mit einer gewissen Spannung auf den Arzt richtete.

Dieser räusperte sich, griff nochmals den Puls, und sagte dann ernst:

„Drei Tage geruhen Majestät noch beim Spinat zu bleiben — doch können Sie zu Mittag anstatt der bisherigen zwei Kartoffeln deren drei nehmen und Abends dürfen es zwei statt einer sein! Nach drei Tagen werde ich eine Hühnersuppe riskiren — aber beileibe nicht stark — aus einem Huhne müssen acht Teller Suppe gemacht werden, von diesen acht dürfen Euer Majestät einen nehmen — mit etwas lauem Wasser verdünnt!"

„Dies ewige laue Wasser wird mich noch zur Verzweiflung bringen!" sagte der König verdrießlich.

„Ich kenne kein anderes Mittel, Euer Majestät, wenn nicht herzustellen, so doch zu erhalten!" sagte der Doktor ruhig, obwohl aus dem Tone doch die Kränkung hervorklingen sollte.

„Ich weiß, lieber Doktor, Sie meinen es gut!" rief der König begütigend, indem er seinem Arzte die Hand reichte. „Aber das werden Sie mir doch

zugeben, daß kein Leben besser wäre als solch ein Leben! Nun, ich will sehen, wie lange sich's tragen läßt! Vielleicht büße ich schon hienieden das Fegefeuer ab, das meiner erst drüben harren sollte! Auf Wiedersehen, lieber Doktor!"

Filippi verneigte sich und kehrte, dem König selbst im Rückzuge das Gesicht zuwendend, so daß er, der Etiquette folgend, wie ein Krebs rückwärts ging, nach dem Vorzimmer zurück, welches der Kammerherr jetzt pressirt verließ, um die weiteren Befehle des Königs einzuholen.

Villamarina näherte sich einer Gruppe, die in der Nähe Gonsalvi's stand und sagte lächelnd:

„Filippi war heute lange drin — viel zu lange für das kurze Recept, denn ich wette es heißt doch wieder nur: recipe Spinat und Kartoffeln — trinke laues Wasser und bade heiß. Und damit will dieser berühmte Quacksalber den König herstellen! Sollte man nicht glauben, die Jesuiten hätten den Doktor angestellt, um den König in ewiger Abspannung zu erhalten und ihn immer mehr herabzubringen?"

Mit diesem Ausrufe hatte Villamarina der allgemeinen Volksmeinung Ausdruck gegeben. Die

Turiner schwuren, daß die Jesuiten mit dem Leibarzte des Königs unter einer Decke spielten und ihn mit schwerem Gelde bezahlten, um mit seiner Hilfe eine systematische Abtödtung des ängstlichen Königs zu erzielen.

Gonsalvi, der die Miene annahm, als ob er den boshaften Ausfall des Kriegsministers nicht gehört hätte, konnte sich doch nicht enthalten, diesen wenigstens mit einem giftigen Blicke zu streifen. Villamarina kitzelte dieser beredte Blick des Mönches — er nahm denselben mit inniger Genugthuung auf und sagte, ihn erwiedernd, mit womöglich noch gehobenerer Stimme zu seiner Umgebung:

„Mich sollte der König konsultiren, — ich würde ihm sagen: jagen Euer Majestät den Jesuitendoktor davon — gehen Sie zuerst in ein Seebad — dann auf die Jagd — dann, wenn es Sie freut, auf Manöver — schlafen Sie im Bivouak — essen Sie Fleisch, so viel Sie mögen, trinken Sie Wein, so weit er Ihnen schmeckt" —

Villamarina wurde das Wort vom Munde abgeschnitten, denn der Kammerherr, der mittlerweile wieder auf der Schwelle aufgetaucht war,

berief den Minister des Auswärtigen La Margherita in's königliche Kabinet.

Wenn sich Gonsalvi bisher noch mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß nur eine zufällige Laune den König bestimmt habe, den Leibarzt vor dem Beichtvater zur Audienz zuzulassen, so mußte er sich jetzt sagen, daß hier offenbare Absichtlichkeit im Spiele sei. Nachdem der König die Staatsminister zu sich berief, lag es auf der Hand, daß es ihm heute nicht mehr um den geistlichen Zuspruch zu thun sei, sonst hätte er sich denselben jedenfalls spenden lassen, ehe er sich den Staatsgeschäften hingab.

Wenn Gonsalvi in dem Augenblick, wo La Margherita in das Kabinet des Königs trat, in der Stimmung gewesen wäre sich mit etwas Anderem zu befassen als mit sich selbst, so würde ihm der selbstzufriedene Blick des Kriegsministers nicht entgangen sein. Dieser schöpfte, nachdem La Margherita zuerst zum König berufen worden war, neue Hoffnungen über den endlichen günstigen Ausgang der heutigen Krise, welchen er durch einen sieghaften Blick auf Gonsalvi möglichst beredten Ausdruck gab. Fanden doch diese Hoffnun-

gen selbst in dem Umstande Nahrung, daß Gonsalvi momentan in Ungnade gefallen zu sein schien, was der Kriegsminister wieder ganz richtig auf Rechnung der dem König sehr unliebsamen päpstlichen Bulle schrieb.

Gonsalvi war aber so sehr mit sich beschäftigt, daß er selbst für die Blicke seines Todfeindes, wie für Alles, was von nun an um ihn vorging, unempfindlich war. Er dachte darüber nach, ob es gerathener sei, die erlittene Schlappe mit Anstand zu tragen und als etwas Unbedeutendes hinzunehmen, oder sie durch einen theatralischen Abgang zu einer Staatsaffaire aufzublähen. Es war bei der von einem Extrem zum anderen überspringenden Unzuverlässigkeit und Schwäche des Königs zehn gegen eins zu wetten, daß sich bei ihm, ehe vier und zwanzig Stunden vergingen, eine Reaction geltend machen und daß er dem heute so demonstrativ verschmähten geistlichen Troste morgen schon wieder entgegenschmachten würde.

Während Gonsalvi in stillem Hinbrüten die Chancen der sich ihm darbietenden zwei Wege eindringlich erwog, trat La Margherita vor den König.

„Sie sehen mich heute wieder sehr schwach und aufgeregt!“ empfing ihn der Monarch. „Ich habe eine böse, schlaflose, sorgenvolle Nacht gehabt — und diese schlimme Nacht habe ich Ihnen zu verdanken, La Margherita!“

„Mir, Majestät?“

„Ja, Ihnen! Sie haben mir zumeist gerathen, das Eisenbahngesetz zu sanctioniren —“

„Verzeihung, Majestät!“ erlaubte sich der Minister des Auswärtigen dem König in die Rede zu fallen. „Nicht ich war es, der Euer Majestät rieth, das Gesetz zu unterschreiben — mein College Villamarina sprach das entscheidende Wort, indem er unsere Einwürfe und Bedenken durch die Betonung der strategischen Bedeutung der Zukunftsbahn entkräftete und zum Schweigen brachte.“

„So, so!“ murmelte der König zerstreut. „Villamarina war's — dann verzeihen Sie mir — ich gab Ihnen immer die Schuld, als ich mich diese Nacht auf meinem Lager schlaflos hin- und herwälzte! Ich hätte nicht so rasch handeln, hätte mich nicht hinreißen lassen sollen — da hat man mir vorgespiegelt, daß ich durch den Bau zugleich der piemontesischen Finanzverwaltung ein glän-

zendes Denkmal setze, indem ich der Welt zeige, wie man ein so kolossales Werk in Angriff nehmen könne, ohne eine Schuld zu contrahiren, ohne die Unterthanen höher zu besteuern."

„Erlauben mir Majestät zu bemerken, daß dies keine trügerische Vorspiegelung war, daß der Schatz so gefüllt ist, daß wir nur hineinzugreifen und das baare Geld herauszunehmen brauchen." —

„Das ist's ja eben, was mich nicht schlafen ließ!" schrie der König, sich mit einem Sprunge, der einem Tiger alle Ehre gemacht hätte, vom Lager erhebend.

Der vordem so hinfällige Mann schien in einem Handumdrehen ein anderer geworden zu sein. Kerzengerade stand er da, sein Auge leuchtete, seine sonst so leichenhaft blasse Wange flammte dunkelroth — er hatte den Federhut aufgesetzt, so daß er in seiner Magerkeit endlos hoch zu sein schien. Die rechte Hand hatte unwillkürlich den Säbelgriff erfaßt, die Brust hob sich in krampfhafter Bewegung, die vordem so tonlose Stimme hatte einen markigen, imponirenden Klang.

„Das ist's ja eben!" wiederholte der König. „Die Bahn wird aus den Ersparnissen Piemonts

gebaut werden — aber warum hat Piemont gespart? warum hat der König von Piemont den einfachsten Hofstaat von der Welt geführt? warum sonst, als um Ersparnisse für den Fall zu machen — für den einen großen Fall — Sie verstehen mich, La Margherita!“

Der König schoß einen flammenden Blick auf den Minister — in diesem Augenblick schien aber seine wie durch eine elektrische Einwirkung zu convulsivischem Leben aufgerüttelte Gestalt zusammenzuknicken — er legte die Hand wie einen Schirm vor die Augen, als ob ihm das Licht, davon doch wahrlich kein Ueberfluß in dem dunkelnden Gemache war, wehthäte und sagte dann wie traumhaft, mit tiefer, schmerzvoller Resignation:

„Doch nein — was sagte ich da — Sie verstehen mich nicht — Sie nicht, La Margherita — Sie nicht — ich werde überhaupt so wenig verstanden — ich hätte es nicht thun sollen — ich hätte nicht unterschreiben sollen — diese schönen Ersparnisse — sie werden nun alle verschlungen werden — und ich habe umsonst gedarbt und gespart — ich bin umsonst der Eremit auf dem

Throne gewesen, der seine Lenden mit einem Stricke gürtete — La Margherita geben Sie mir meine Millionen wieder!"

Wenn man den König so in wahrem, sein Innerstes aufwühlendem Schmerze klagen hörte, mußte man unwillkürlich an Augustus denken, der, als er die Nachricht von der Niederlage, die Varus im Teutoburger Walde erlitten, erhielt, mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und schmerzbetäubt ausrief: Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!

Freilich waren es hier nicht Legionen, sondern Millionen, deren Wiedergabe der König von seinen Ministern heischte — aber mit diesen Millionen hatte er, wenn es zum Dreinschlagen kam, seine Legionen bezahlen zu können geglaubt.

Carlo Alberto versank in dumpfes Brüten. Er wandte sich von La Margherita ab, trat an's Fenster und begann leise auf die Scheiben zu trommeln. Dabei murmelte er, daß es wie ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe der Seele heraufzuklingen schien:

„Meine Millionen — meine ersparten Millionen — ich sehe sie nach allen Winden flattern

— ich sehe sie eingetauscht gegen ein Paar Lokomotive — womit werde ich Krieg führen?"

„Mit wem wollten Majestät Krieg führen?" erlaubte sich der Minister lächelnd einzuwerfen. „Sie leben mit allen Monarchen im tiefsten Frieden, im herzlichsten Einverständnisse, haben einen mächtigen Rückhalt an zwei großen Nachbarn, an Frankreich und Oesterreich —"

La Margherita hatte den Namen Oesterreich kaum ausgesprochen, als der König auch schon zusammenzuckte und sich gegen den Minister kehrend, diesem ein dräuendes, fast grimmiges Gesicht zeigte. Seine Stimme zitterte, als er La Margherita mit einem durchbohrenden Blicke festhaltend sagte:

„Nennen Sie mir den Namen Oesterreich nicht — nennen Sie mir ihn heute wenigstens nicht! Meine Eingeweide kehren sich im Leibe um, wenn ich ihn höre — o — Sie verstehen mich nicht, La Margherita, Sie verstehen mich nicht! Heute hasse ich Oesterreich glühender als je, denn ich habe mich der Mittel, es erfolgreich zu bekämpfen, in einer leichtsinnigen Anwandlung begeben! O meine Millionen —" gurgelte der König nach

einer kurzen Pause schmerzvoll hervor, „meine Millionen — wer gibt mir die Millionen zurück, mit welchen ich einst Krieg führen wollte gegen Oesterreich! O es war ein schöner Traum — aber meine Minister haben gesorgt, daß es ein Traum bleibe — sie haben mir die ersparten Millionen abgeschwatzt, sie haben mich, wie Delila den Simson, hinterlistig meiner Kraft und Stärke beraubt!“

So schmerzvoll, so gebrochen klang die Stimme des unglücklichen Königs, daß man jeden Augenblick glauben konnte, er würde in lautes Weinen ausbrechen.

„Euer Majestät nehmen die Situation zu ernst und schwer,“ suchte der Minister den melancholischen König zu beruhigen. „Die momentane Spannung, in der wir mit Oesterreich leben, beruht doch nur auf einem Mißverständnisse! Einige Scheinconcessionen und wir haben Oesterreichs Freundschaft wieder erobert! Erlauben mir Majestät die Bemerkung, daß der heutige Tag ganz darnach angethan ist, um mit dem österreichischen Kabinet wieder dauernden Frieden zu schließen. Ich habe sichere Nachrichten, daß man auf der

österreichischen Gesandtschaft der fixen Idee huldigt, Eure Majestät haben sich von der Revolution in's Schlepptau nehmen lassen und beabsichtigten nichts weniger, als sich zum König von Italien ausrufen zu lassen. Darum, so argumentirt man auf der österreichischen Gesandtschaft, darum die heutige Revue — man will, sagen sie dort, eine großartige Volksdemonstration provociren, will sich die Krone Italiens gleichsam aufzwingen lassen. Wie nun, wenn Euer Majestät den Mißtrauischen zeigten, daß das Alles leere, form- und wesenlose Muthmaßungen seien, daß Euer Majestät nichts weniger im Sinne haben, als einen Pakt mit der Revolution? Den Beweis eines streng loyalen Vorgehens korrekter Absichten und Intentionen könnten Euer Majestät am besten dadurch führen, daß Sie der heutigen Revue auswichen — diese Enthaltung würde Oesterreich sehr hoch anschlagen — dann bedürfte es nur noch einer in versöhnlichen Ausdrücken abgefaßten Note — einer Betonung des Umstandes, daß man sich übereilt habe, als man in der Erhöhung der Einfuhrsteuer auf piemontesische Weine durch Oesterreich eine gegen die nationale Rich-

tung der Turiner Regierung gerichtete Repressalie Oesterreichs gesehen habe."

„Sprechen Sie mir nicht von einem demüthigen Zukreuzekriechen — von einem unterwürfigen und reuigen Pater peccavi!" schrie der König, kirschbraun im Gesichte vor innerer, zu wildem Durchbruche gekommener Aufregung. Er zitterte am ganzen Körper, als er fortfuhr: „Eher lasse ich mir die Haut abziehen, ehe ich diesmal klein beigebe! An Oesterreich liegt die ganze Schuld — es hat die Gelegenheit, uns sein Uebergewicht fühlen zu lassen, vom Zaune gebrochen! Was konnte ihm doch daran liegen, daß wir, nachdem Tessin das österreichische Salz verschmähte, fremdem Salze den Durchgang durch Piemont gestatteten? Sollten die Tessiner ohne Salz bleiben, weil sie das österreichische Salz nicht mochten? Und war die Bewilligung der Durchfuhr fremden, für Tessin bestimmten Salzes durch Piemont ein Akt so himmelschreiender Felonie, daß ihn Oesterreich durch eine so beleidigende Note, wie es die war, welche uns das Nothwehrwort Repressalie, dem gegenüber sie sich so krümmen, abzwang, und durch die Verdopplung der Weineinfuhrsteuer be-

antworten mußte? So wahr ich auf meinen Stern baue — ich gebe kein Haarbreit nach!"

Der König kannte keinen feierlicheren, bindenderen Schwur, als den bei seinem Stern. Er hatte auch diesmal die Hand wie zum Eide erhoben, als er mit tiefernster Stimme die Schlußphrase seiner langen Rede aussprach. Dabei hatte er sein Haupt entblößt und den Blick zum Himmel gerichtet.

Carlo Alberto baute auf seinen Stern wie auf einen Fels. Von seinem Sterne hoffte er körperliche Genesung, von seinem Sterne erhoffte er, daß es ihm noch einmal vergönnt sein werde, thatkräftig die nationale Sache Italiens zu fördern, wie dies doch seine erste Passion gewesen. Wie auf eine alte Liebe kam der morsche, welke König immer noch auf diesen Lieblingsgedanken seiner Jugend zurück, der ihm so bittere Prüfungen, so herbe Enttäuschungen eingetragen.

Immer, mochte der Himmel Italiens noch so umwölkt sein und Wetter über Wetter sich thürmen — immer schwebte das trostvolle Wort J'attends mon astre auf Carlo Alberto's Lippe . . .

Er hoffte noch immer, daß seine Stunde kommen würde — er war so recht die lebendige Illustration zu dem Worte des Dichters: noch auf dem Grabe pflanzt der Mensch die Hoffnung auf.

Carlo Alberto hatte nichts mehr zu erhoffen, als das Grab — aber um seine schmerzgekrümmte Lippe schwebte doch immer das hoffnungsvolle: j'attends mon astre!

La Margherita wußte aus Erfahrung, daß sich gegen die Exaltation des Königs nicht ankämpfen ließ. Man mußte dem antiösterreichischen Paroxysmus, der gar oft, wie eben heute, bei Carlo Alberto zu herbem, heftigem Durchbruche kam, seinen akuten Verlauf lassen und der Minister hätte dies auch diesmal gethan, wenn nicht eben Gefahr im Verzuge gewesen wäre. Wie die Sachen lagen, schwebte die Entscheidung der Krisis auf der Scheide des Messers — die Truppen standen bereits auf dem Paradeplatze — entschloß sich der König, sie die Revue passiren zu lassen, so nahm das Verhängniß seinen Lauf und man wußte nicht, wie es enden, wo das einmal in's Rollen gebrachte Rad stille stehen würde.

Darum bemerkte der Minister:

„Ich kann nicht umhin, Eurer Majestät zu Gemüthe zu führen, daß eine zu schroffe Haltung gegen Oesterreich nicht zum Vortheile Piemonts führen würde — was will Piemont machen, wenn ihm Oesterreich ernstliche Daumschrauben ansetzt — wenn Oesterreich, anstatt wie bisher mit uns zu sein, wider uns ist? Auf Frankreich ist doch kein Verlaß, da Louis Philipp ganz im Schlepptau der Metternich'schen Politik und conservativer als der conservativste der österreichischen Minister ist!“

Der Minister erwartete ein heftiges Aufbrausen des Königs und war nicht wenig überrascht, als Carlo Alberto in einem ruhigen und sicheren Tone antwortete:

„Wenn Piemont Oesterreich verliert, so gewinnt es Italien und dann wird es für sich handeln können!“

Der Minister wußte nicht, warum das Italia farà da sè, welches hier zum erstenmal dem Munde des Königs entschlüpfte, um von da ab das große Schlagwort Italiens zu werden, in seinem Ohre so mächtig nachklang.

Es waren doch nur vier unbedeutende Worte, aber sie hatten genügt, den Minister in tiefes Nachdenken zu versetzen, welches der König benutzte, um ihn fest und durchdringend anzusehen.

Es schien, als ob etwas wie die Ahnung einer neuen Zeit durch die Seele des in den alten Bahnen schleichenden Diplomaten zucke — als ob er sich von der instinktiven Ueberzeugung berührt fühle, daß die Phrase des Königs eine neue Politik für Piemont inaugurire, der er nicht gewachsen war, mit der seine ganze Vergangenheit, alle seine diplomatischen Ueberlieferungen und Vorurtheile im schroffsten Widerspruche standen.

Der mächtige, fascinirende Eindruck, den das Italia farà da sè Carlo Alberto's auf den Minister des Auswärtigen gemacht, war noch nicht verwischt, als der König mit gleicher Ruhe fortfuhr:

„Große Werke vollbringt man nicht an einem Tage, in einer Stunde — große Entwürfe verlangen unabläſſige Arbeit und oft wird man in einer Minute um zehn Jahre zurückgeworfen. Solch eine böse Minute schlug gestern für mich, als ich die für einen Krieg mit Oesterreich aufge-

sammelten Millionen in die Schanze schlug, um Oesterreich vorläufig statt mit dem Schwerte, mit der Sappe zu bekämpfen, um Triest durch Genua zu schlagen, um die indische Ueberlandpost Oesterreich zu entreißen und über Genua durch die Schweiz nach Ostende zu leiten. Ich habe gestern den Säbel des Soldaten mit dem Spaten des Mineurs vertauscht — ich kann nun Oesterreich nicht mit dem Säbel angreifen, ich muß mich beschränken, es zu unterminiren. Daß ich mir so die Hände gebunden, wird mir noch manche schlimme Stunde eintragen — aber sei es darum — ich werde von Neuem zu arbeiten anfangen; ich werde von Neuem sparen, aber ich werde mich nie wieder vor diesem Metternich krümmen. Ich bin fest entschlossen, vorwärts zu gehen in Allem, was das Volksglück und die Entwicklung unseres Nationalgefühls befördern kann. Ich werde vor Allem nie aufhören, Oesterreich zu hassen — wollte man aus unserem Lande den antiösterreichischen Geist vertreiben, so müßte man mit meiner Vertreibung beginnen! Das ist's, was ich dem Fürsten Metternich von jetzt ab bei jeder Gelegenheit zu fühlen geben werde!"

Carlo Alberto hatte sich wieder in die Wärme hineingesprochen. Seine Gestalt hob sich noch höher, stolzer ragte sein Kopf, jede Muskel in seinem fleischlosen Gesichte spielte und zuckte — aber die geistige Exaltation war, wie der physische Aufschwung, auch diesmal wieder nur von kurzer Dauer. Der König knickte alsbald wieder zusammen, der eben noch so stolz ragende Kopf senkte sich gegen die Brust, mit wieder klanglos, grabeshohl gewordener Stimme sagte er langsam und mit frommem Aufschlage des unheimlich weißen Auges:

„Im Uebrigen bin ich, wie es auch kommen mag, bereit für den Willen der Vorsehung!“

Noch einmal schien eine muthige, kühne Strömung bei dem sich nur in Extremen bewegenden König die Oberhand zu gewinnen — noch einmal blitzte es auf in seinem Auge, dasselbe nahm einen schwärmerischen Ausdruck an und mit durch den inneren Aufschwung sichtlich gekräftigter Stimme rief er:

„Aber es wäre mir eine Herzenslust, wenn man unsere nationale Unabhängigkeit antasten

wollte — man würde alsdann sehen, wessen ich fähig bin!“

Der König bewegte die Hand — La Margherita war entlassen. Das Bewußtsein, nichts durchgesetzt zu haben, mußte sich in seinen Zügen ausprägen, als er das Vorzimmer betrat, denn Villamarina, der nach seinem Collegen mit der Spannung aussah, mit der man bei zweifelhaftem Wetter die Sprünge des Quecksilbers im Barometer betrachtet, schien zufrieden, und Gonsalvi, der den von der Audienz rückkehrenden Minister gleichfalls forschend angeblickt hatte, zog finster die Brauen zusammen. Er las offenbar nichts Gutes auf dem Gesichte des jesuitenfreundlichen Staatsmannes.

Die Reihe vor den König zu treten, traf nun den Fürsten Latour.

„Sie werden mich zur Parade begleiten, Marschall!“ empfing der König den General und setzte lächelnd hinzu: „wenn mich die Turiner wirklich, wie meine ängstlichen Minister zu befürchten scheinen, zum König von Italien ausrufen sollten, so habe ich doch Jemanden, hinter den ich mich verschanzen kann. Rechtet mit dem Marschall, werde

ich den guten Turinern sagen, der erlaubt es nicht, daß ich König von Italien werde — sein Motto ist: wer das Kleine nicht ehrt, ist des Größeren nicht werth! Ja, ja, mein lieber Marschall, ich will auch recht genügsam sein und das Kleine ehren, um mich dadurch vielleicht doch noch einmal des Großen werth zu machen! Ich will mich gut aufführen und ganz in Ihrem Geiste handeln — ich will vorläufig der kleine König von Piemont bleiben, im Lande bleiben und mich redlich nähren. Um das den Turinern recht begreiflich zu machen, will ich, daß Sie bei der heutigen Parade nicht von meiner Seite weichen! Die Turiner erweisen Ihnen, lieber Marschall, die Aufmerksamkeit, Sie die personifizirte Reaktion zu nennen — wenn sie Sie an meiner Seite sehen, so wird das ihrem großitalienischen Enthusiasmus einen kleinen Dämpfer aufsetzen! Vielleicht ersparen sie mir dann die Verlegenheit ablehnen zu müssen, und rufen mich nicht zum König von Italien aus — zum größten Verdrusse der österreichischen Gesandtschaft, welcher es Wasser auf die Mühle wäre, wenn es einen recht großen Skandal in Turin gäbe!“

„Ich bewundere Euer Majestät guten Humor, der Ihnen erlaubt, in einem so kritischen Augenblick zu scherzen!“ sagte Latour ernst. „Euer Majestät scheinen sich nicht den ganzen Ernst der Situation zu Gemüthe geführt zu haben! Sie scheinen nicht zu wissen, daß wir uns in voller Revolution befinden und daß wir alle die Revolutionäre sind. So wenigstens faßt man es auf der österreichischen Gesandtschaft auf — so hat man es nach Wien berichtet. Und Euer Majestät sind eben im Begriffe, dieser Verläumdung den Schein der Wahrheit zu geben, sich in die Mitte einer ungeordneten, exaltirten Menge zu begeben, von der man sich der äußersten, compromittirendsten Taktlosigkeit versehen kann. Sie geruhen zu scherzen, Majestät — aber es kann wirklich einen Skandal geben, dessen Echo durch ganz Europa widerhallen wird!“

„Sie krächzen wie ein Rabe, Marschall,“ scherzte der König, Latour auf die Schulter klopfend, „und haben die Miene eines Leichenbitters. Sie werden sich überzeugen, daß Alles gut ablaufen wird — der Champagner wird ein wenig moussiren — aber ein Zucken meiner Augenbraunen, ein Blick von

mir, eine Handbewegung wird genügen, die Disciplin aufrecht zu erhalten. Bleiben Sie Marschall — ich will nur noch Villamarina rufen lassen — dann gehen wir zur Parade!"

Der König klingelte — der Kammerherr erschien.

„Villamarina!" befahl der König.

„Sogleich, Majestät! Doch geruhen Euer Majestät zuvor, dies Packet entgegenzunehmen — es wurde soeben auf geheimnißvolle Weise für Euer Majestät vor dem Thore des Palastes abgegeben. Einer der Gardecarabinieri, der, sich sonnend, vor der Hauptwache auf und niederging, hatte es plötzlich in der Hand. Als er sich verwundert umsah und nach der Person forschen wollte, die es ihm in die Hand gedrückt, sah er eben nur noch einen ihm vollständig unbekannten Mann um die Ecke biegen. Als er den Mann verfolgen wollte, war er verschwunden.

Carlo Alberto hatte schon oft Sendungen auf ähnliche geheimnißvolle Weise erhalten — manchmal waren es Patrioten, die diesen Weg wählten, um ihm etwas in die Hände zu spielen, weil sie wußten, daß alles Geheimnißvolle einen unge-

wöhnlichen Eindruck auf dem König mache — nicht selten war es aber auch die Polizei selbst, die, wie eben im vorliegenden Falle, zu dieser Taktik ihre Zuflucht nahm, um etwas an die Adresse des Königs zu bringen, womit sie ihn nicht direkt behelligen mochte.

Der König fühlte sich immer fieberhaft aufgerüttelt, so oft er eine solche geheimnißvolle Sendung erhielt. Er stürzte sich dann mit Heißhunger auf ihren Inhalt. So ließ er auch diesmal nur eine Sekunde lang den Blick auf der Adresse des Packets haften, welche einfach lautete: „An Seine Majestät, den König von Piemont" — erbrach dasselbe dann hastig und bohrte seine Augen in die Blätter der Brochure Camillo Cavours, die der Polizeiminister Lazzari der Würdigung durch den König werth gehalten.

Carlo Alberto's Blick verfinsterte sich in demselben Grade, als er im Lesen vorwärts kam — Ausrufe der Entrüstung entschlüpften ihm — dazwischen schlugen grelle Lichtblitze durch, Aeußerungen hoher Zufriedenheit — und so ging es fort in greller Abwechslung, bis er die Brochure auf das Bett warf und in höchster Aufregung ausrief:

„Das ist mir aus der Seele geschrieben, aber ich gäbe eine Million dafür, wenn es nicht geschrieben, nicht eben jetzt geschrieben worden wäre! Das ist gefährlicher und compromittirender als Alles, was in Turin vorgehen mag — selbst wenn mich das Volk von Turin in einem unbewachten Augenblick wirklich zum König von Italien ausriefe — was wöge diese kindische Demonstration neben diesem Manifeste eines meiner Unterthanen — Worte und Rufe verhallen und lassen sich desavouiren — aber hier wird schwarz auf weiß für das Primat Piemonts in Italien plaidirt — davon läßt sich kein Jota wegmäkeln! Und der Mann, der dies Manifest im unglücklichsten Augenblick vorwitzig und voreilig in die Welt schleudert, lebt unter meinem Scepter, in Turin, fühlt sich sicher in Turin — Grund genug für das Uebelwollen, um eine geheime Uebereinstimmung zwischen mir und ihm herauszuklügeln! Conte Camillo Cavour — ein Name, den ich noch nie gehört habe — und doch steht unter demselben von unbekannter Hand mit Bleistift die hämische Anmerkung geschrieben: Unterthan Seiner Majestät, des Königs von Piemont und

in Turin wohnhaft — da sehen Sie her, Marschall!"

Latour machte ein sehr ernstes und besorgtes Gesicht, als er von dem Blatte, das ihm der König darreichte, Einsicht nahm. Er war keinen Augenblick im Zweifel darüber, wer der geheime Colporteur der Brochure war — er witterte sofort Lazzari dahinter und freute sich des gelungenen Meisterzuges. Das Buch des unbekannten Scribenten hätte zu keiner gelegneren Zeit kommen können.

Anstatt die Besorgnisse des Königs zu beschwichtigen, sagte Latour:

„Euer Majestät urtheilen ganz richtig, wenn Sie dieser Schrift gerade in diesem Augenblick eine so hohe Bedeutung zuschreiben. Jetzt ist es in den Augen Oesterreichs bis zur Evidenz erwiesen, daß wir mit der Revolution unter einer Decke spielen — was jetzt immer die heutige Revue zu Tage fördern mag, es tritt aus dem Nebel zufälliger Abenteuerlichkeit in das Licht des Wohlüberdachten, Combinirten, und die ganze Last der Verantwortlichkeit fällt auf unsere Schultern! Es dürfte doch nicht klug gehandelt

sein, Oesterreich auf solche Art zu reizen und herauszufordern!"

Der König hatte seinen Posten am Fenster verlassen und schritt mit über dem Rücken gekreuzten Armen in heftiger Bewegung und raschen Schrittes im Kabinete auf und nieder. Dabei murmelte er:

„Sie haben Recht — Sie haben Recht — diese Brochure bedeutet den Bruch — und zu einem Bruche dürfen wir es doch noch nicht treiben — zu einem Bruche nicht — dazu sind wir noch lange nicht vorbereitet — vollends jetzt nicht, wo über die für den Krieg ersparten Millionen anderweitig verfügt ist — wir mögen Oesterreich necken, tracassiren, mit Nadelstichen verwunden — aber wir dürfen es nicht mit Keulenschlägen angreifen — und diese Brochure Cavour's ist ein Keulenschlag —"

„Vollends wenn man sie mit den Demonstrationen combinirt, zu welchen die Revue Veranlassung geben kann!" warf Latour in schlauer Benutzung der zusammengeknickten Stimmung des Königs ein.

Der König blieb stehen, schien einen Augenblick nachzudenken und sagte dann:

„Sie haben Recht, Latour, ich gehe der Revue lieber aus dem Wege — ich bevollmächtige Sie, die Truppen für heute zu entlassen!“

Latour wartete keine weiteren Befehle ab — er verneigte sich stumm und zog sich rasch zurück. Stand doch zu befürchten, daß der Sinn und die Entschließung des Königs sich schon in der nächsten Minute wieder ändere.

Als Gonsalvi den Marschall strahlenden Gesichtes das Vorzimmer nicht durcheilen, sondern durchstürmen sah, ahnte er, was vorgefallen war und richtete einen triumphirenden Blick auf Villamarina.

Dieser hatte inzwischen auch die Eile des Marschalls verhängnißvoll gefunden und warf sich ihm fast in dem Augenblick, wo der Marschall schon die Schwelle des Vorgemaches erreicht hatte, mit der Frage entgegen:

„Wohin so eilig, Herr Marschall?“

„Seine Majestät haben soeben geruht, die Parade abzusagen und mich beauftragt, die Truppen zu entlassen!“

Ein „Ah!“ der äußersten Ueberraschung entschlüpfte allen Anwesenden.

„Nicht möglich!“ rief Villamarina.

„Es scheint doch zu sein, da es der Herr Marschall sagt!“ konnte sich Gonsalvi nicht enthalten zu sagen.

In diesem Augenblick verkündete der Kammerherr, daß Seine Majestät den Herrn Kriegsminister zu sprechen verlange.

Villamarina flog mehr als er ging dem Kabinet des Königs zu — noch war vielleicht die Partie zu retten. Möglich, daß, wie sie im Augenblicke stand, Alles darauf ankam, wer schneller lief — ob Latour die Treppe hinab — oder Villamarina zu dem König.

Villamarina trat mit den Worten bei diesem ein:

„Was mußte ich soeben hören, Majestät! Majestät haben die Truppen entlassen, ohne mich zu Rathe zu ziehen — Majestät scheinen also Mißtrauen in meine loyale Gesinnung zu setzen oder Dero Kriegsminister für unfähig zu halten, Ihnen überhaupt zu rathen! In beiden Fällen sehe ich meine Stellung so bedroht, daß ich es für meine heiligste Pflicht ansehe, Euer Majestät zu bitten —“

Villamarina stockte, als er das entscheidende Wort zu sprechen im Begriffe stand — er überlegte, ob er sich von seinem Hasse gegen die Jesuiten nicht zu weit habe hinreißen lassen, ob die Veranlassung dafür stünde, aus ihr eine Cabinetsfrage zu machen, die Beibehaltung des Portefeuilles an die Frage: „ob Parade oder nicht“ zu knüpfen.

Der König kam ihm unvermuthet zu Hilfe, indem er ihn wohlwollend mit den Worten unterbrach:

„Ich habe kein Mißtrauen gegen Sie, Villamarina — aber La Margherita und Latour sind mir mit ihren Gründen so fest und überzeugend an den Leib gerückt — und dazu diese Brochure — ja vor Allem diese Brochure — “

„Ich kenne diese Brochure nicht!“ rief Villamarina geringschätzig, „aber was sie auch enthalten mag, ich sehe nicht ein, wie sie den König von Piemont bestimmen kann, den Huldigungen, die ihm seine loyalen Unterthanen in bester Absicht bereiten, so schroff aus dem Wege zu gehen! Es will mir nicht einleuchten, wie ein müßiger Scribent Euer Majestät Entschlüsse in solcher Weise beeinflussen könnte, daß Sie den Schein

auf sich laden, als ob Sie sich vor der Liebe Ihrer Unterthanen fürchteten!“

Villamarina hielt ein — der König schien unschlüssig dazustehen.

„Verzeihen mir, Majestät, das verwegene Wort, aber das war nicht wohlgethan!“ drängte der Minister. „Sie waren übel berathen, als man Sie veranlaßte, die Truppen zu entlassen — ich beschwöre Euer Majestät, die Ordre zurückzunehmen, mich zu beauftragen, die Truppen auf Ihr Erscheinen vorzubereiten — oder noch besser, sofort selbst das Pferd zu besteigen — sich der Armee und dem Volke zu zeigen —“

„Sie haben Recht!“ rief der König fortgerissen. „Folgen Sie mir — ich will die Revue abhalten!“

Und Carlo Alberto verließ in fieberhafter Hast sein Kabinet — der Kammerherr hatte eben nur noch Zeit, zu rufen: „Seine Majestät der König!“ — Gonsalvi erbebte — La Margherita stand starr vor Staunen da — die Höflinge zehrten wieder wie kurz zuvor an einem langgedehnten „Ah!“ der Ueberraschung.

Der König aber stürmte unbekümmert um

seine Umgebung der Thür, dem Corridor, der Treppe zu — Villamarina neben ihm drein, aufgeregt, gespannt, von Zeit zu Zeit die Treppe hinabrufend:

„Das Pferd für Seine Majestät vor!“

Der Schimmel sprengte, von einem Stallmeister geführt, heran — der König wollte sich eben in den Sattel schwingen — die glänzende Suite der Generale und Offiziere, welche auf Latour's Meldung hin bereits im Begriffe gewesen, nach allen vier Weltgegenden auseinanderzustäuben, sammelte sich um den König — da sprengte der Marschall heran.

„Ich werde die Parade dennoch abhalten!“ rief ihm der König von Weitem zu.

„Die Truppen haben ihre Aufstellungen bereits verlassen!“ entgegnete Latour.

Der König hielt sein Pferd unschlüssig an.

„Man rufe die Truppen zurück!“ schrie Villamarina.

„Wir wollen doch keine Komödie spielen, Herr Minister!“ sagte Latour boshaft.

„Sie haben Recht, Latour!“ entschied der König. „Es sollte nicht sein! Lassen Sie die

Regimenter ruhig in ihre Casernen zurückkehren — es sollte nicht sein und wer weiß, welche Verlegenheiten uns dadurch erspart wurden! Adieu, meine Herren!"

Der König sprang vom Pferde.

Ob er wohl, als er die Freitreppe seines Palastes mühsam und keuchend hinanklomm, an seinen Wahlspruch dachte: J'attends mon astre? Das: „es sollte nicht sein" schien darauf hinzudeuten.

Viertes Kapitel.

Der Beichtvater und der Probst.

Gonsalvi verließ zwar immer noch sehr verstimmt, aber doch wenigstens insoweit befriedigt, daß die von der antinationalen und klerikalen Partei so sehr gefürchtete Parade nicht stattgefunden hatte, den Palast des Königs und begab sich sofort nach dem Kloster San Euseb, dessen Probst Fratelli zu seinen vertrautesten Freunden zählte.

In Fratelli's stiller, gegen jedes Lauscherohr geschützter Zelle öffnete der Beichtvater des Königs sein Herz und ließ seinem Ingrimm über die Kränkung, die ihm widerfahren war, freien Lauf.

„Ich würde," sagte er, „der Affaire, obwohl sie eine persönliche Demüthigung für mich war,

kein besonderes Gewicht beilegen, wenn sie nicht mit zu den, sich in den letzten Wochen in wahrhaft bedenklicher Weise drängenden Symptomen gehörte, daß wir des Königs nicht mehr vollkommen sicher sind. Es ist ausgemacht — er droht uns zu entschlüpfen. Die kleine, aber unermüdliche Partei, welcher unsere Geltung und unser Einfluß bei Hofe ein Dorn im Auge ist, belagert unausgesetzt sein Ohr und arbeitet nicht ohne Erfolg. Sie hat die Rüge, die von Rom kam, in ihrem Sinne ausgebeutet und gegen uns gewendet. Wir dachten, daß das strenge Auftreten des heiligen Vaters den König einschüchtern und kleinmüthig machen würde — unsere Gegner haben aber dem König ihre Augen geliehen und ihn in eine gereizte Stimmung gegen Rom hineingehetzt. Es ist offenbar Gefahr im Verzuge, denn ist auch die heutige Wetterwolke vorüber gezogen, ohne sich zu entladen, so kann morgen eine andere auftauchen, die nicht so glücklich durch einen Zufall beschworen wird, wie die für heute projektirte Parade. Unsere Feinde werden nicht ruhen, den König zu einer That zu treiben, die ihn unwiderruflich in einer uns

nachtheiligen Weise engagiren und unsern Händen entwinden muß."

„Sie haben nicht Unrecht!" mußte der Probst zugeben. „Der König scheint auch nach meiner Ansicht an einem Scheidewege angelangt zu sein und seine Neigung zieht ihn nach der Seite, die wir auf Tod und Leben bekämpfen. Wir haben einen Fehler gemacht, indem wir die Bulle provocirt haben — anstatt den König demüthiger und gefügiger zu machen, hat sie seine Frömmigkeit offenbar abgekühlt. Auch Filippi's laues Wasser und Spinat verfangen nicht mehr unbedingt — der König hat aus dem Schiffbruche seines Lebens immer noch viel zu viel Energie und Willenskraft gerettet, als daß man das zeitweilige Aufflackern beider durch die bloße Anwendung der Filippi'schen Kartoffel paralysiren könnte. Die Sache ist um so gefährlicher, als wir uns dem König nicht aufdrängen können. Wir haben ihn so oft an uns herankommen, uns immer suchen lassen, daß wir ihm nun nicht entgegenkommen können, ohne die Sache zu verschlimmern. Der König muß wieder nach seinem Beichtvater verlangen — dieser darf es sich nicht

merken lassen, daß ihm etwas an einer Seele liegt, die verloren geht, und wäre diese eine Seele auch die Seele eines Königs!"

„Ich habe ganz in Ihrem Geiste gehandelt!" fügte Gonsalvi ein. „So große Sensation es auch erregte, daß der König von der gewöhnlichen Audienzordnung abwich und mich gar nicht zu sich berief, so habe ich doch die Sache so hingenommen, als ob sie mich nicht anginge, als ob ich der zuletzt Betroffene wäre. Ich habe meine Fassung behauptet und bin aus meiner reservirten Haltung nicht herausgetreten."

„Daran haben Sie sehr wohl gethan!" billigte der Probst Gonsalvi's Benehmen. „Sie müssen sich gleichbleiben — insgeheim müssen wir aber den König bei dem Aberglauben fassen, wenn wir ihn nicht bei der Frömmigkeit greifen können. Wir müssen etwas thun, was ihn moralisch ganz niederdrückt, was ihn geistig abspannt und zu Boden schlägt — dann ist er wieder unser, dann führt ihn die Verzweiflung wieder in unsere Arme. Er muß sich uns ergeben auf Gnade und Ungnade."

„Wo ist aber die Handhabe, bei der wir

ihn fassen könnten?" warf Gonsalvi nachdenklich ein.

Fratelli lächelte vornehm.

„Für das Mittel," sagte er in einem fast herablassenden Tone, „wäre gesorgt — es fehlt nur der Mann, der die Maschinerie in Bewegung setzt! Diesen Mann zu finden ist eben nicht ganz leicht — es soll eine neutrale Person sein, deren wir uns bisher noch nicht bedient haben. Es darf kein Verdacht aufkommen, daß wir hinter den Coulissen stehen und die Fäden leiten."

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Fratelli!" sagte der Beichtvater. „Sie hätten wirklich den Fall, der jetzt eingetreten zu sein scheint, von vorne herein in's Auge gefaßt und den Apparat zurechtgelegt, der auf den sich von uns abwendenden König einwirken soll?"

„Wer sich vermißt, einen König festhalten zu wollen, der muß an Alles denken!" erwiederte der Probst ernst. „Auf die ersten Anzeichen, daß die nationale Partei sich wieder mächtiger rege und die Umgarnung des Königs in's Auge fasse, habe ich meine Maßregeln ergriffen. Ich sah den Fall voraus, daß der König Ihren Händen ent-

schlüpfen könnte und daß ich ihn würde in die Kur nehmen müssen. Ich habe auch schon für den Arzt gesorgt. Wir lassen die Frömmigkeit bei Seite und fassen den König bei seiner zweiten schwachen Seite, beim Aberglauben. Da hat er eine Achillesferse, die noch Niemand angetastet hat. Wir wollen diese wunde Stelle befühlen. Die Sonde halte ich, wie gesagt, in der Hand — habe auch den Mann, der sie handhaben wird — was mir fehlt, das ist nur die Person, die den König auf möglichst unbefangene Weise in's Netz treibt. Sollten Sie mir da nicht helfen können — Sie haben manche Ihrer Kreaturen bei Hofe placirt — können Sie mir Niemanden namhaft machen, der dem König etwas plausibel machen könnte, ohne daß dieser sofort auf den Gedanken käme, daß wir es eigentlich sind, deren Ideen unser Mittelsmann zum Dolmetscher dient?"

Gonsalvi dachte einen Augenblick nach.

„Ich habe einen Mann in der nächsten Nähe des Königs, auf den ich unbedingt zählen kann!" sagte er nach einer Weile. „Es ist Sartori —"

„Sartori?" fiel der Probst dem Beichtvater

lebhaft in's Wort. „Sartori — der Kammerdiener des Königs?“

Gonsalvi bejahte.

„Vortrefflich!“ rief der Probst, indem er sich erfreut die Hände rieb.

„Sartori,“ erläuterte Gonsalvi, „verdankt mir seine Stelle — er wird mir in Allem zu Willen sein, zumal ich noch keinen Dank von ihm eingekassirt habe!“

Fratelli's strahlendes Antlitz verdüsterte sich wieder, er fragte besorgt:

„Sie haben Sartori seiner Zeit direkt dem König empfohlen? Das ist bedenklich!“

„Es sind fünf Jahre her und der König wird es längst vergessen haben. Sie werden sich erinnern, daß sich der frühere Kammerdiener von der Bewegungspartei hatte dazu brauchen lassen, einige Briefe aus der Schatulle des Königs zu entwenden, daß dieser hinter die Sache kam und den Mann wegjagte. Damals war es, wo ich ihm den Namen Sartori in's Ohr flüsterte — aber wie gesagt, es sind fünf Jahre her und der König denkt gewiß nicht mehr daran, wenn er nicht ganz besonders darauf aufmerksam gemacht wird.“

„Das ließe sich also wagen!" sagte der Probst bestimmt. „Und Sie sagen, daß Sie auf den Mann zählen können?"

„Unbedingt — wie auf mich selbst!" versicherte Gonsalvi. „Selbst wenn er so undankbar wäre, je vergessen zu können, daß ich ihn aus dem Staube gehoben, daß ich der Schöpfer seiner Stellung, der Schmied seines Glückes gewesen bin, so bände ihn doch das Interesse unauflöslich an mich. Er weiß, daß ich das Ohr des Königs in meiner Gewalt habe — daß ich da, wo ich ihn poussirt habe, ihn auch wieder verdrängen, Mißtrauen gegen ihn säen, seine Stellung untergraben kann. Die einfachste Reflexion muß ihm sagen, daß er mir den Willen thun muß und dies um so mehr, als ich meine Gewalt über ihn noch nie mißbraucht oder auch nur gebraucht habe!"

„Gut — können Sie Sartori heute noch sprechen?"

„Jeden Augenblick! Ich lasse ihn durch seine Frau auffordern, mich zu besuchen! Das macht kein Aufsehen, das bleibt ganz in der Familie!"

„Sie lassen ihn also kommen," sagte der Probst zufriedengestellt, „und sagen ihm, daß er

den König bestimmen müsse, heute Nachts einen Gang zu machen!“

„Das wird schwer halten!“ meinte der Beichtvater, den Probst groß ansehend.

„Es wird nicht unmöglich sein!“ bemerkte dieser trocken. „Sartori wird dem König ganz zufällig erzählen, daß eine berühmte Wahrsagerin, eine Schülerin der Lenormand, in Turin weile und durch ihre Prophezeihungen, davon schon manche eingetroffen sind, das allgemeinste Aufsehen errege. Der König wird, wie ich ihn kenne, neugierig werden und die Wahrsagerin zu sehen wünschen. Er hält, wie Sie ohnehin wohl wissen, sehr viel auf ähnliche Allotria — er schwört, wie auf das Evangelium, auf jedes Wort, welches dem Munde eines Menschen entquillt, der es versteht, sich mit dem Nimbus zu umgeben, als wenn er in die Zukunft zu blicken vermöchte.“

„Der König ist allerdings sehr abergläubisch und jedem Charlatan im Wahrsagercostume zugänglich!“ warf Gonsalvi ein. „So oft ein ähnliches Subjekt noch Turin berührte, wurde es zu Hofe berufen, um — mit dukatengefüllten Taschen wieder von dannen zu gehen. So geizig sonst

der König sein mag, für die Wahrsager ist seine Schatulle immer offen. Sie haben ihm schon so viel Honig zu lecken gegeben, daß es ihn immer wieder neue Dinge zu hören gelüstet!"

Der Probst bewegte zustimmend den Kopf und sagte:

„Sartori braucht die Sache nur anklingen zu lassen und der König ist gefangen. Sobald er den Wunsch aussprechen wird, die Turiner Lenormand bei sich zu empfangen, wird Sartori ein bedenkliches Gesicht machen und zögernd sagen, daß die Wahrsagerin einem in Turin stark verbreiteten Gerüchte zufolge dem König aus dem Wege gehe; sie habe ihm einmal das Horoskop gestellt und sei dabei auf solche Dinge gestoßen, daß sie es vorziehe, sein Antlitz zu meiden; um nicht erst in die Versuchung zu kommen, den König zu sehen und um jeder möglichen Berufung nach Hofe auszuweichen, habe sie auch beschlossen, morgen Turin zu verlassen! Diese Andeutungen Sartori's werden den König kitzeln, seine Neugierde auf's Höchste spannen und das Vorhaben, die Wahrsagerin zu sehen und auf die Probe zu stellen, zu einer fixen Idee steigern."

„Ich verstehe!“ fiel der Beichtvater seinem ihm offenbar geistig überlegenen Freunde in's Wort. „Sie bauen Ihren Plan darauf, daß der König die Wahrsagerin inkognito besucht!“

Der Probst nickte mit dem Kopfe und sagte:

„So gewiß zwei Mal zwei vier sind, ebenso gewiß wird der König die Wahrsagerin nicht von Turin abziehen lassen, ohne ihr das Geheimniß seiner Zukunft abgezwungen zu haben. Er wird sich sagen, wenn ich sie rufen lasse, so werde ich nicht die Wahrheit erfahren, da sie mir mit unangenehmen Enthüllungen nicht die königliche Laune wird verderben wollen. Es bleibt also nichts übrig, als sie zu überrumpeln, zumal Gefahr im Verzuge ist und ihre Abreise bevorsteht. Der Gedanke, die Prophetin zu überfallen und durch die Ueberraschung zum Bekennen der Farbe zu nöthigen, wird überdem noch einen ganz besonderen Reiz für den König haben. Er wird neugierig sein, ob ihn die Prophetin erkennen wird. Sartori muß natürlich im Vorübergehen in die Daten, die er dem König über sie in die Ohren träufeln wird, einfließen lassen, daß sie den

König nie gesehen und keine Idee habe, wie er aussehe."

„Das ist sehr schlau ausgedacht," gab Gonsalvi seiner unwillkürlichen Bewunderung für das Intriguentalent des Mannes, den der römische Hof zur Ueberwachung des zeitweilig widerhaarigen Königs nach Turin entsendet, Ausdruck, „und ich glaube selbst, daß das Mittel, den König zu ködern, verfangen wird!"

„Es wird unbedingt seine Schuldigkeit thun, wenn Sartori seine Schuldigkeit thut!" sagte Filippi bestimmt.

„Ich werde dafür sorgen, daß er sie thue! Wohin soll Sartori aber den König führen, wenn sich dieser zu dem nächtlichen Inkognitoausfluge entschließen sollte?"

„Die Wahrsagerin wird von zehn bis zwölf Uhr Nachts in der Contrada Volpi, Nummer 27, den König erwarten. Es wird Sartori's Sache sein, dem König begreiflich zu machen, daß die Dame bis zehn Uhr von Besuchen belästigt wird, indem die vornehme Gesellschaft von Turin, durch die Nachricht von ihrer bevorstehenden Abreise aus der Fassung gebracht, noch von den letzten

Augenblicken ihrer Anwesenheit Nutzen ziehen wolle. Der König kann also, wenn es ihm um ein strenges Inkognito zu thun ist, nicht vor zehn Uhr hingehen!“

„Ganz gut! Ist Nummer 27 nicht das kleine einstöckige Haus auf der rechten Seite der Contrada Volpi, wenn man von der Strada Serpini in die Contrada Volpi einbiegt?“

„Ganz richtig! Ich habe das Haus für vorkommende Fälle gemiethet — heute wird es uns gute Dieste thun!“

Gonsalvi wollte sich entfernen und empfahl sich. Aber auf der Schwelle angelangt, wandte er sich noch einmal um und bemerkte:

„Die Wahrsagerin muß doch auch einen Namen haben — Sartori wird es nicht leicht umgehen können, sie zu nennen — wie heißt sie oder wie soll sie heißen?“

„Nennen Sie sie Madame Sagrini!“ sagte der Probst nach kurzem Nachdenken.

„Madame Sagrini also! Der König dürfte sich aber möglicherweise wundern, noch nie etwas von einer Wahrsagerin Sagrini gehört zu haben!“

„Sie lassen sich doch durch zu viele Kleinigkeiten aus der Fassung bringen!“ erwiederte der Probst ungeduldig und den begriffsstützigen Beichtvater mit einem fast mitleidigen Blicke streifend. „Der König kann nichts von Madame Sagrini und ihrer Anwesenheit in Turin vernommen haben, weil es eben öffentliches Geheimniß in Turin ist, daß sie ihm etwas Unangenehmes zu sagen habe und ihn darum lieber meide. Es ist also begreiflich, daß es sich auch Jedermann bei Hofe zwei Mal überlegen wird, ehe er gegen den König der Madame Sagrini erwähnt. — Sartori als Kammerdiener kann sich in seiner Unzurechnungsfähigkeit und geistigen Inferiorität die Taktlosigkeit erlauben, den König auf die Sagrini aufmerksam zu machen! Leuchtet Ihnen das ein?“

Gonsalbi erwiederte nichts. Er begnügte sich, mit dem Kopfe zu nicken, und fühlte sich einigermaßen gekränkt, daß ihm der Probst seine geistige Ueberlegenheit so herb fühlen ließ. Doch fiel es ihm keinen Augenblick ein, diesem den Gehorsam aufzukündigen. Er ging vielmehr mit einem Eifer an's Werk, als ob es gälte, Selbstgedach-

tes auszuführen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm nur aus der engsten Cooperation mit Fratelli Heil erblühen könne und daß der Probst ganz der Mann dazu sei, die der Kirche in Piemont drohende Gefahr zu beschwören.

Fünftes Kapitel.

Der Kammerdiener des Königs. Der Schreiber Cavours. Ich liefere Ihnen den König.

Gonsalvi hatte den Einfluß, den er sich in der Unterredung mit Fratelli über den Kammerdiener des Königs zugetraut, nicht überschätzt. Sartori fühlte sich so sehr als Kreatur des Beichtvaters des Königs, daß er ohne Widerrede auf Alles einging, was dieser von ihm forderte. Er fühlte sich glücklich, Gonsalvi dienen zu können, da er aus dem Umstande, daß ihn dieser benutzte, den Schluß zog, daß ihn noch immer das besondere Wohlwollen des bei dem König so viel geltenden Mönches überschatte. Er hätte, um sich Gonsalvi gefällig zu zeigen, zu einem viel gefährlicheren Unternehmen die Hand geboten, als es dem oberflächlichen Anscheine nach dasjenige war, bei dem er mitwirken sollte.

Die gute Laune des Kammerdieners wurde auch noch dadurch wesentlich erhöht, daß ihm der König das Spiel sehr leicht machte und ganz wie es der Probst vorhergesagt, mit verbundenen Augen in's Garn lief. Eine Wahrsagerin, die Carlo Alberto floh: mehr brauchte es nicht, um diesen in Feuer und Flammen zu versetzen und seinen zu Allem, was abenteuerlich aussah, hinneigenden Geist in die von den Urhebern der Intrigue gewünschten Bahnen zu lenken.

Der König hatte Sartori mit der Weisung entlassen, sich selbst und einen bürgerlichen Anzug für den König für die eilfte Nachtstunde bereit zu halten. Er hatte ihm das tiefste Schweigen empfohlen, welches Sartori auch nur in soweit brach, als er seinem geistlichen Gönner mittheilte, daß der König in die ihm gelegte Falle gegangen sei.

Sartori befand sich eben auf dem Rückwege von Gonsalvi, als er sich an der Ecke der Strada del Madonna leise auf der Schulter berührt fühlte. Er hatte noch nicht Zeit gehabt sich umzusehen, als er schon inne wurde, daß ein zusammengerollter Papierstreifen in seiner Hand

lag. Der Mann, der ihn aller Wahrscheinlichkeit nach in diese Hand hatte gleiten lassen, befand sich bereits im vollen Rückzuge, denn Sartori vermochte in der menschenleeren Straße kein anderes menschliches Wesen zu erblicken, als einen Mann, der sich rasch nach der anderen Seite der Straße bewegte.

Eine böse Ahnung beschlich Sartori's Gemüth, als er das Papier, das ihm in der Hand geblieben war, betrachtete und es mit der geheimnißvollen Art und Weise verglich, wie es in diese Hand gekommen war.

Ein Augenblick seines Lebens kam ihm in den Sinn, er wußte nicht, warum — ein Augenblick, an welchen der Kammerdiener des Königs nur höchst ungern dachte. Bisher hatte dieser verhängnißvolle Augenblick allerdings noch keine Folgen gehabt, aber der Gedanke, daß er sie noch haben könne, daß er sich in jenem Augenblick einer geheimnißvollen, unsichtbaren Macht zu eigen gegeben, lastete schwer auf ihm.

Der Kammerdiener Carlo Alberto's, der sich einer so schätzbaren geistlichen Protektion erfreute, hätte viel darum gegeben, wenn er als junger

Mann nicht die Unvorsichtigkeit begangen hätte, sich in den Bund der Carbonaria aufnehmen zu lassen. Und der unlösbare Pakt, den er in jugendlichem Enthusiasmus mit der Carbonaria geschlossen, fiel ihm jetzt unwillkürlich ein, und dieser dunkle Gedanke, der in ihm aufstieg und eine Art freilich noch ungreifbaren Zusammenhanges zwischen dem Papier und der geheimen Gesellschaft, der er angehörte, herstellte, war Veranlassung, daß er das zusammengeknitterte Blatt, das er in der Hand hielt, mit einer Art grauenvoller Scheu betrachtete und es kaum wagte, an eine genaue Besichtigung desselben zu gehen. Endlich ermannte er sich doch zu einer solchen, fühlte sich aber schon nach einer oberflächlichen Prüfung der Zeilen von einem zaghaften Zittern befallen. Er sah seine schlimme Ahnung weitaus übertroffen — das, was er in der Hand hielt, war nicht blos ein unbestimmter Mahnruf, nicht blos eine Erinnerung, daß er die Kette, die er nachschleppe, nicht vergessen möge — es war ein direkter Aufruf an ihn — unbekannte Gesinnungsgenossen zählten auf ihn in einer ihm unbekannten, geheimnißvollen Angelegenheit.

Sartori trat der Angstschweiß auf die Stirn.

Was noch kommen sollte, wußte er nicht — aber mochte ihn was immer erwarten, an Einem war kein Deuteln möglich, Eines ließ sich durch nichts wegdüfteln und wegräsonniren: er hielt den Eid in der Hand, den er als Mitglied der Carbonaria geschworen, und der Eid trug seine Unterschrift und enthielt im Texte den Kriegsnamen, den Sartori in der geheimen Verbindung führte.

Sartori wußte sich kaum mehr des Wortlautes dieses Eides zu erinnern — Jahre waren vergangen, seit er ihn geschworen und unterschrieben hatte. Nur der Kriegsname, den er damals angenommen, hatte sich seinem Gedächtnisse für alle Zeiten eingeprägt. Er wußte, daß, wer ihn bei diesem Namen aufrief und ihm dabei das Original seines Eides vor das Auge führte, sein Schicksal in der Hand hatte und unbedingt über ihn verfügen konnte. Da war kein Entrinnen möglich — er mußte, einmal in geheimnißvoller Weise aufgerufen, blind ausführen, was ihm die geheime Gesellschaft vorschrieb, oder im Falle des Ungehorsams auf das Aeußerste, auf die Unter-

grabung seiner bürgerlichen Stellung, ja auf den Tod selbst gefaßt sein.

Sartori wankte lange, zitternd und todtenbleich, von Straße zu Straße. Er sagte sich, daß es nichts Gutes sein könne, was die Carbonaria von ihm verlangen würde — nichts Gutes in seinem Sinne, der nur auf die Festhaltung der durch geistliche Protektion errungenen vortheilhaften Stellung gerichtet war. Endlich aber ermannte er sich doch so weit, daß er sich entschloß, das verhängnißvolle Papier zu entfalten.

Er las zuerst den Eid — er lautete:

„Im Namen Gottes und Italiens;

„Im Namen aller unter den Streichen fremder oder einheimischer Tyrannen für die heilige italienische Sache gefallenen Märtyrer;

„Bei den Pflichten, die mich an die Erde binden, worauf mich Gott gesetzt, und an die Brüder, die mir Gott gegeben hat;

„Bei der jedem Menschen angeborenen Liebe zu dem Orte, wo seine Mutter geboren wurde und wo seine Söhne leben werden;

„Bei dem jedem Menschen angeborenen Haß

gegen das Schlechte, gegen die Ungerechtigkeit, gegen die Usurpation und Willkühr;

„Bei der Schamröthe, die ich Bürgern anderer Nationen gegenüber in meinem Antlitz aufsteigen verspüre, weder Namen, noch bürgerliche Rechte, noch eine nationale Flagge, noch ein Vaterland zu haben;

„Bei dem Schaudern meiner zur Freiheit geschaffenen Seele, deren sie doch nicht theilhaftig werden soll, die geschaffen ist, Gutes zu wirken, und doch zum Schweigen und zur Vereinsamung der Sclaverei verdammt ist;

„Bei der Erinnerung unserer einstmaligen Größe;

„Bei dem Bewußtsein unserer gegenwärtigen Verworfenheit;

„Bei den Thränen italienischer Mütter für ihre auf dem Schaffot, in den Gefängnissen und im Exil umgekommenen Söhne;

„Bei dem Elend der Millionen — schreibe ich,

Giuseppe Sartori

im Glauben auf die Italien von Gott anvertraute Mis n, und im Pflichtgefühl, daß jeder Italiener zu deren Verwirklichung beizu-

tragen hat, in der Ueberzeugung, daß, wo Gott eine Nation schaffen wollte, auch die nothwendigen Kräfte vorhanden sind, dieselbe zu schaffen, daß das Volk der Depositar dieser Kräfte ist, daß in der Leitung derselben für das Volk und mit dem Volk das Geheimniß des Sieges liegt, in der Ueberzeugung, daß die Tugend im Handeln und im Opfern besteht, daß die Macht in der Einheit und Beständigkeit des Willens liegt —

schreibe ich meinen Namen in die Carbonaria, eine Gesellschaft das Gleiche glaubender Männer ein und schwöre, mich ganz und für immer dem Unternehmen zu weihen, mit ihnen Italien zu einer einzigen, unabhängigen, freien und republikanischen Nation zu constituiren; mit allen Mitteln des Wortes, der Schrift, der That zu der Erreichung der Carbonaria beizutragen, als der Gesellschaft, welche allein dies bezwecken kann, von heute an keiner anderen Gesellschaft anzugehören; mich nach den Instruktionen zu richten, die mir von denen, welche mit mir die Brüderunion repräsentiren, im Geiste der Carbonaria werden übermacht werden; die Geheimnisse selbst

um den Preis des Lebens unverletzt zu bewahren, mit Rath und That meine Gesellschaftsbrüder zu unterstützen, heute und immer.

„So schwöre ich, Giuseppe Sartori, genannt Rospini — und rufe den Zorn des Himmels, die Verabscheuung der Menschen und die Infamie des Meineidigen auf mein Haupt, wenn ich meinem Schwur ganz oder theilweise untreu werden sollte.“

Sartori tanzten die Buchstaben vor den Augen — Alles schwamm im Unsicheren, wie in einem Nebel — nur der Name Rospini drängte sich ihm mit einer sein herausgequollenes Auge blendenden Klarheit und Bestimmtheit auf. Es war nicht anders, als ob die Buchstaben, aus welchen dieser Name bestand, wie Feuer leuchteten, und der Name war doch ganz so geschrieben, wie alles Andere. Ja, wenn dieser verhängnißvolle Name nicht dagestanden hätte, so würde er Alles für einen nichtsbedeutenden Spuk gehalten haben — aber wer Anderer kannte seinen Kriegsnamen, als die Carbonaria, welche seinen Eid aufbewahrt hatte bis zu dieser Stunde, wo ihn derselbe zu Boden schmetterte!

Sartori fühlte sich von einem Schwindel ergriffen. Er griff mit der Hand nach der Mauer aus, um nicht zu Boden zu stürzen, und da war es ihm wieder, als ob ihm von der weißen Mauer der Name Rospini gluthroth entgegenleuchte. Und wandte er den Blick zur Erde, so las er auf dem Pflaster das Wort Rospini — die Luft selbst floß in die Züge dieses unglückseligen Namens zusammen, der sich nicht wegtilgen ließ, auf den er hören mußte. Selbst wenn er das Auge schloß, umhüpften ihn dunkle Kreise, in deren Mitte Rospini zu lesen war.

Nachdem Sartori zu sich gekommen war, sah er auf die Rückseite des Blattes, das er in seiner immer noch zitternden Hand hielt.

Hier traten ihm die Worte entgegen:

„Mache Dich gefaßt, Giuseppe Sartori, genannt Rospini. Die Gesellschaft braucht Dich — die Gesellschaft ruft Dich. Denke an Deinen Eid und überlege nicht. Du hast von dem Augenblick an, wo Dir diese Zeilen vor die Augen kommen, aufgehört, ein selbständiges Wesen zu sein. Du bist das Werkzeug der

Vorsehung geworden, welche ihr Auge auf Dich geworfen hat, um mit Deiner Hilfe Italien frei und groß zu machen. Du hast auch keine Zeit zu überlegen, selbst wenn Du eidvergessen schwanktest. Es muß rasch gethan sein. Eine Stunde nach Empfang dieser Zeilen mußt Du vor der Thür Nicolo Gallenga's stehen, die sich Dir aufthun wird. Nicolo Gallenga wohnt in der Strada del Speranza Nr. 17, drei Treppen hoch — er erwartet Dich. Heil Dir, wenn Du kommst — wehe Dir, wenn Du zögerst oder zum Verräther wirst!"

Sartori mußte die Zeilen zwei, dreimal überlesen, ehe er sie faßte. Nachdem er ihren Sinn in sich aufgenommen hatte, steckte er das Papier ein und sah sich instinktmäßig um, ob ihn auch Niemand belauscht habe.

Er war allein und es dämmerte bereits. Niemand war Zeuge der vollständigen Zerrüttung und des geistigen Bankerottes gewesen, in welche ihn der Appell versetzt. Dabei machte er die Entdeckung, daß er planlos ausgeschritten sei und sich eine Viertelstunde vor den Thoren von Turin in einer einsamen, wenig besuchten

Gegend befand. Die letzten Häuser der Vorstadt waren einen Büchsenschuß von ihm entfernt.

Er kehrte um und ging auf die Stadt zu. Dabei taumelte er wie ein Fieberkranker hin und her, von der Stirne perlte der kalte Schweiß nieder, auf der Wange, die förmlich eingefallen zu sein schien, lag ein leichenhaftes Weiß. Er klemmte die Hände in seine Rocktaschen ein und wankte weit herausgewälzten Auges vorwärts, über jeden Stein strauchelnd, als ob er gar keine Kraft mehr hätte.

Er zweifelte keinen Augenblick, daß es etwas Ungeheuerliches sein würde, das man ihm ansinnen würde, etwas, was seine Stellung, an der er mit eisernen Klammern haftete, untergraben mußte. Er durfte nicht an seine Familie denken, sonst hätte er sich versucht gefühlt, vor Wuth und Schmerz laut zu brüllen.

Mehr mechanisch als absichtlich schlug er eine Richtung ein, die ihn nach der Straße, in welcher Gallenga wohnte, führen mußte. Da doch kein Entrinnen möglich war, so wollte er nicht erst lange im Unsicheren tappen, sondern den bittern Kelch auf einmal leeren. Was ihn auch

erwartete, es drängte ihn mit Gewalt, es zu erfahren.

Mit hochklopfendem Herzen bog er in die Straße del Speranza ein, die für ihn verhängnißvoll werden mußte. Er hatte sie in seinem Leben nicht betreten, da sie sehr abgelegen war, und lächelte jetzt unheimlich, als er mit seinem immer unstät umherschweifenden Blicke zufällig die Aufschrift traf: del Speranza. Die „Hoffnung" gaukelte ihm in bitterer Ironie vor Augen, während ihm wilde, hoffnungslose Verzweiflung Hirn und Herz durchwühlte.

Unsicheren Schrittes taumelte er in dem ihm bezeichneten Hause die drei Treppen in die Höhe und blieb, oben angelangt, vor einer niedrigen Thür stehen, auf welcher eine vergilbte Visitenkarte klebte, die den Namen Gallenga zeigte.

Er klopfte mit zitternder Hand an — eine rauhe Stimme rief von Innen: „Herein!"

Sartori versagte der Athem, als er eintrat. Es schwirrte ihm vor den Augen, er glaubte nur zu sehen, daß sich ein Mann in mittleren Jahren, der an einem Schreibtische saß, bei seinem Ein-

treten erhob, ihm entgegenging und ihn forschend anblickte.

„Einen Sessel!“ stöhnte Sartori, mit der Hand nach der Lehne eines Stuhles ausgreifend und kraftlos an derselben niedergleitend.

„Sie kommen in großer Verstörtheit, aber Sie kommen!“ sagte der Andere barsch. „Das ist die Hauptsache. Ich war sehr gespannt darauf, ob Sie dem Rufe Folge leisten würden. Es verstand sich wohl von selbst, aber ich begreife dennoch, daß man dem Rufe der Gesellschaft nicht gern gehorcht, wenn man es so weit gebracht hat, Kammerdiener eines Königs zu sein!“

Der Sprecher hatte sich mit verschränkten Armen vor Sartori hingestellt und sah diesen höhnisch an. Er schien sich an der Bestürzung des Kammerdieners zu weiden, dessen Kopf schlaff herabhing, so daß das Kinn die Brust berührte.

„Was verlangen Sie von mir?“ hauchte Sartori.

„Den König!“ sagte der Andere trocken.

Sartori zuckte zusammen — er machte einen schüchternen Versuch, sein Gegenüber anzusehen,

aber er senkte sein Auge sofort wieder vor dem entschlossenen Blicke Gallenga's, in welchem das Schlimmste zu lesen war.

„Der König," nahm Gallenga halblaut das Wort, „muß sterben — Italien hat nichts mehr von ihm zu hoffen. Er hat das erst heute wieder bewiesen. Ich habe noch immer gehofft, daß er einer That fähig sei — heute hat er unwiderleglich gezeigt, daß er ein feiger Ideolog sei, der sich nicht aufzuraffen vermag. Sein Todesurtheil ist gefällt — ich werde es vollziehen — und Sie sollen mir ihn ausliefern!"

Sartori sprang auf und machte eine Bewegung gegen die Thür, als ob er fliehen wollte.

Gallenga hielt ihn nicht auf und rief höhnisch:

„Gehen Sie, wenn Sie den Muth dazu haben — Sie wissen doch, daß Sie den König nicht retten, wenn Sie sich mir entziehen, daß Sie sich aber verderben. Sie wissen, daß Sie verloren sind, wenn Sie sich weigern, mir nach besten Kräften bei meinem von der Gesellschaft genehmigten Unternehmen beizustehen. Und daß die Gesellschaft das Unternehmen gutheißt, dafür

ist Ihnen der Eid Bürge, den die Gesellschaft nicht in meine Hand gelegt hätte, wenn sie mich nicht bevollmächtigt hätte, Sie mir dienstbar zu machen. Ich habe der Gesellschaft meinen Entschluß mitgetheilt, den König, als den schlimmsten Feind Italiens, der das Erwachen des Vaterlandes nun schon durch fünfzehn Jahre niederhält, aus dem Wege zu räumen — ich frug, ob sie mir kein Mittel an die Hand geben könne, mich dem König zu nähern und so den Stoß sicher zu führen, und die Gesellschaft ließ mir als stumme, aber beredte Antwort Ihren Eid zukommen. Der Wink war deutlich. Wer konnte mir bei meinem Unternehmen auch behilflicher sein, als der Kammerdiener des Königs? Ich rufe Sie daher auf, Rospini, mir den König zu überliefern, und zwar so schnell als möglich."

Sartori rang nach Fassung und fand sie auch endlich. Nun die Gefahr entschleiert war und er genau wußte, was man von ihm verlange, nun vermochte er auch klarer zu denken. Früher hatte ihm die Furcht vor dem Unbekannten Athem, Muth und alle Besinnung benommen.

Die letztere hatte er nun wiedergefunden, mochten auch seine Knie noch immer schlottern, seine Zähne noch immer krampfhaft zusammenschlagen, als würde er vom Fieberfroste geschüttelt.

Er überlegte und fand, daß ihm drei Wege offen stünden.

Er konnte einen Kniefall vor seinem Herrn thun, ihm gestehen, daß er Carbonaro sei und daß soeben die Aufforderung an ihn ergangen, den König Meuchlerhänden preiszugeben. Ja, er konnte selbst Gallenga denunziren. Dadurch brachte er diesen auf's Schaffot oder doch wenigstens in's Gefängniß, rettete seine Stellung — aber der Schuldbrief, der ihn an die Gesellschaft band, war damit keineswegs zerrissen. Die Carbonaria glich der Hydra der Fabel: wenn man ihr einen Kopf weggehauen zu haben glaubte, wuchsen zehn andere nach. Die Carbonaria fand an Stelle des einen, unschädlich gemachten Gallenga's zehn andere. Der König war dann ebenso gefährdet wie früher, er selbst aber war so gut wie todt, denn die Carbonaria hatte bisher noch jeden Verräther aus dem Wege zu räumen gewußt. Auf diesem Wege war also

nicht viel mehr zu gewinnen, als ein angstvolles Leben von heute auf morgen.

Der zweite Ausweg, der ihm offen blieb, war der, die Sache auf die lange Bank zu schieben. Er brauchte im Allgemeinen seine Bereitwilligkeit zu erklären, den König an's Messer zu liefern, konnte sich aber vorbehalten, zu entscheiden, wie und wann dies am besten zu bewerkstelligen wäre. Dieser Weg war bequem, aber indem er ihn betrat, nahm er eine fürchterliche Last auf sich, der er nothwendig erliegen mußte, vor der er schon jetzt zurückschauderte. In jeder Stunde, in jeder Minute denken zu müssen: du hast das Fürchterliche vor dir — das ging über seine Kräfte. Er verwarf rasch den Gedanken, diesen aufreibenden Weg zu gehen.

Es blieb also nur noch der dritte — wenn er den König rasch und ohne Bedenken den Händen Gallenga's auslieferte. Die Gelegenheit dazu war geboten, auf die günstigste Weise geboten, der König wollte ja heute Nacht die Wahrsagerin inkognito besuchen — er brauchte dies nur Gallenga zu sagen.

Dadurch hatte er diesen und die Gesellschaft

in Sicherheit eingelullt und sich als ein willfähriges Werkzeug der Gesellschaft erprobt. Vielleicht daß dann doch noch ein Zufall den König rettete — und wenn nicht, so war er selbst außer Gefahr, sobald er nur früher Jemandem sagte, daß der König ihn aufgefordert habe, ihn heute Nacht auf einem geheimnißvollen Gange zu begleiten. Er hatte dann einen unbefangenen Zeugen, der für ihn einstand und Zeugniß dafür ablegte, daß der Gedanke des nächtlichen Ausganges dem Kopfe des Königs entsprungen sei.

Im Nothfalle mußte ihm Gonsalvi bestätigen, daß er ihm mitgetheilt habe, daß der König eine nächtliche Inkognitopromenade vorhabe, von der er durch keine Vorstellungen abzubringen sei und bei welcher der Kammerdiener sein Begleiter sein müsse. Gonsalvi mußte ihm dies bezeugen, denn eine Hand wäscht die andere, und er konnte plaudern, wenn Gonsalvi ihm in diesem Punkte nicht den Willen thun wollte. Und Gonsalvi war ein Mann, der Glauben hatte — übrigens war es Sartori leicht, vor Nacht noch anderen Personen mitzutheilen, daß der König gegen Mitternacht unerkannt Turin durchwandern wolle.

Der Kammerdiener war mit sich im Reinen. Sein Auge wich nicht mehr so zaghaft wie früher vor dem ihn durchbohrenden Blicke Gallenga's zurück, er sagte vielmehr mit ziemlich fester Stimme:

„Ich liefere Ihnen den König, wenn es sein muß!“

„Der Entschluß hat Ihnen viel Mühe und lange Zeit gekostet!“ sagte Gallenga geringschätzig. „Ich stehe nun volle zehn Minuten vor Ihnen, und Sie glotzten während dieser halben Ewigkeit unverwandt die Wand da drüben an! Indessen gut Ding will Weile haben. Somit sei Ihnen die lange Weile, die Sie mir soeben bereitet haben, verziehen. Sie helfen mir also. Sie geben den König in meine Hand. Aber wann und wo? Ich hoffe, Sie werden mich nicht zu lange auf die Bestimmung des Ortes und der Zeit warten lassen. Ich möchte den Schlag rasch führen. Wenn er wider Erwarten mißlingen sollte, so macht er dann doch wenigstens den Eindruck eines memento mori, einer empfindlichen Züchtigung für die moralische Feigheit, die der König heute an den Tag gelegt hat!“

Sartori ließ Gallenga ausreden und sagte dann, sich erhebend, ernst und mit bewegter Stimme:

„Sie können den König noch heute haben!“

„Noch heute?“ entsprudelte es Gallenga, und seine Hände fuhren krampfhaft nach den Schulterblättern Sartori's aus, in welche sie sich einbohren zu wollen schienen. „Noch heute? Mensch, sprichst Du wahr? Du übertriffst meine Erwartungen! Aber ich kann es nicht glauben — Du hast mich wohl nur zum Besten!“

„Keineswegs! Wenn Sie vorbereitet sind, so kann es heute geschehen.“

„Ob ich vorbereitet bin!“ schrie Gallenga. „Ich bereite mich seit Jahren auf diesen großen Moment vor — nun er da ist, brauche ich nur eine halbe Stunde, um mit dem Leben abzuschließen. Also heute noch, sagst Du, Mensch? Aber wie ist das möglich?“

„Das ist meine Sache! Ich werde es möglich machen!“

Gallenga blickte den Kammerdiener zweifelhaft an, aber dieser erwiderte mit Festigkeit den Blick.

„Gut!“ sagte Gallenga überzeugt. „Ich lasse Dich machen. Zu welcher Stunde also?“

Sartori dachte einen Augenblick nach. Um eilf Uhr ging der König nach der Contrada Volpi zur Saprini — eine Stunde dürfte er dort bleiben — sollte er Gallenga nun für eilf oder zwölf Uhr ein Rendezvous geben? Sollte der König auf dem Hinwege an's Messer oder erst am Rückwege?

Sartori entschied sich instinktmäßig für das letztere und sagte:

„Um Mitternacht!“

„Der Ort?“

„An der Ecke der Strada Serpini und der Contrada Volpi!“

„Unbegreiflich!“ dehnte Gallenga. „Wie käme der König um Mitternacht nach der Contrada Volpi? Aber ich bin's zufrieden! Sie müssen wissen, was Sie thun! Ich werde dort sein!“

„Dann habe ich nichts mehr hier zu suchen!“ sagte Sartori trocken und wollte gehen.

Gallenga sprang auf ihn zu, bemächtigte sich mit eisernem Griffe seines Armes und murmelte

mit gedämpfter Stimme, während ihm vor innerer Aufregung Schaum auf die Lippe trat:

„Wenn Du mich täuschest, Mensch —“

Sartori, der seinen ganzen Muth wiedergefunden hatte, schüttelte Gallenga ab und sagte:

„Kommen Sie und lassen Sie das Uebrige meine Sache sein!“

Sartori's Ruhe imponirte Gallenga — er ließ den Besuch unangefochten sich zurückziehen.

Sechstes Kapitel.

Der Advokat Conte Cavour. Der nächtliche Besuch der Polizei.

Die Nacht ist bis zur zehnten Stunde vorgeschritten.

In einer mit einfacher Eleganz eingerichteten Stube der Strada Landolfi sitzt ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren an einem Schreibtische und ist eben damit beschäftigt, ein Aktenbündel Stück für Stück durchzublättern. Zeitweilig läßt er die Feder über ein aktenmäßig gebogenes Papier hinknirschen, als ob er ein Notat machte. Er schreibt dann ebenso rasch, wie er rasch liest und wohl auch denkt. Wenigstens deutet die hohe Stirn und das klug und scharf hinter den Gläsern hervorblitzende Auge auf schnelles Denken.

Der Mann, der zu so später Abendstunde

noch angestrengt arbeitet, ist der Advokat Graf Camill Cavour.

Cavour hat eine ausgedehnte Praxis, die ihm jedoch, wie seine wohlgenährte, behäbige, untersetzte Gestalt beweist, wenig Sorgen macht. Am Tage läßt er seinen Gehilfen Gallenga arbeiten, und in der Nacht nimmt er selbst die Feder zur Hand.

Wie er eben hier sitzt, so hat er sich erst vor einer halben Stunde niedergelassen und in die Akten eingegraben. Am Vormittag hat er vor Gericht gesprochen, angeklagt und vertheidigt, commissionirt und plaidirt, diktirt und disputirt — dann ist er in's Weinhaus gegangen, wo er wieder in flotterer Weise eine lange Sitzung hielt. Um halb zehn ist er nach Hause gekommen und hat sich sofort des ersten besten schwierigeren Falles bemächtigt, den er sich selbst zur Bearbeitung reservirt, weil er Gallenga nicht für fähig hielt, ihn zu bewältigen.

Und so wie heute, so treibt es der Turiner Advokat alle Tage. Die Nachmittage bringt der lebenslustige Gourmand im Kreise von nicht minder lebensfrohen und flotten Gesinnungsgenossen im Weinkeller zu, sich an allen erdenk-

lichen Delikatessen erlabend. Da ist nichts zu theuer, nichts selten genug — da fließt der Rothwein von Bordeaux und Burgund, da thürmen sich die Austernberge, die Krabben, Hummern und Seekrebse, da duften die Muschelsaucen und Schildkrötensuppen, da glänzen die Aspics und Gelées. Um drei Uhr fängt diese gastronomische Sitzung an — Tag für Tag — und erst nach neun Uhr wird sie regelmäßig aufgehoben. Um neun Uhr erhebt sich der Feinschmecker gesättigt von der Tafel, sein weingeröthetes Gesicht strahlt, man sollte denken, er sei unfähig, etwas zu arbeiten. Er aber eilt durch die Straßen seiner Wohnung zu und setzt sich, das plenus venter non studet libenter gründlich Lügen strafend, an den Schreibtisch, den er vor zwei Uhr Nachts nicht verläßt.

Die Plaidoyers, die er in stiller Mitternachtsstunde ausarbeitet, erregen die Bewunderung der Richter und machen oft den Anwalt des Gegners verlegen und verstummen. Und Cavour arbeitet diese Satzschriften, diese Repliken und Dupliken, diese Einreden und Klagen mit einer fabelhaften Leichtigkeit.

Eben jetzt fährt seine Feder mit einer Geläufigkeit, wie sie nur einem routinirten Schnellschreiber zu Gebote steht, über das Papier hin — der Advokat hat die Akten durchstudirt, den Fall durchdacht, die Notate blitzschnell noch einmal überflogen, und nun bohrt er den Gegner mit scharfer, einschneidender, jedes Gegenargument niederwerfender Dialektik zu Boden.

Er schreibt noch nicht lange, als die Hausglocke ertönt.

Cavour wird aufmerksam durch den Ton und unterbricht seine Arbeit auf Sekundendauer, indem er sich fragt, wer ihn wohl noch so spät zu sprechen wünsche.

Es dauert nicht lange, so steckt Antonio, der Bediente des Advokaten, den Kopf durch die sachte geöffnete Thür in die Kanzleistube.

Der Herr ersieht den Eindringling, erhebt den Kopf, legt die Hand wie einen Schirm über die Augen, um besser zu sehen und nimmt gleichzeitig den Lichtschirm weg, so daß sich ein grelles Licht in die fernsten Winkel des Zimmers ergießt und dem Advokaten genau zu unterscheiden erlaubt, daß Antonio ein sehr bedenkliches Gesicht mache

— ein Gesicht, welches so zu sagen ganz außerhalb der üblichen und gewohnten Façon steht, und den Advokaten neugierig macht, so daß er rasch und gespannt fragt:

„Was gibt's, Antonio?"

Antonio räusperte sich verlegen, als wisse er nicht, wie er's dem Herrn beibringen solle. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Es ist ein Herr hier, der den Herrn Grafen zu sprechen wünscht — ein Herr, der vorgibt, im Namen und im Auftrage des Herrn Polizeiministers zu kommen!"

Der Graf erhob sich und sagte, ohne im geringsten betreten zu scheinen, gelassen:

„Laß den Herrn eintreten!"

Antonio zog sich kopfschüttelnd zurück — einige Sekunden später trat der Präsidialsekretär des Polizeiministers in das Bureau des Advokaten.

Dieser empfing ihn mit den Worten:

„Was verschafft mir zu so seltsamer, später Stunde die Ehre eines so unerwarteten Besuches?"

„Ich bedaure sehr, mich Ihnen mitten in der Nacht vorstellen zu müssen, Herr Graf!" lispelte

der eben Eingetretene, der seine geschmeidigsten Manieren entwickelte, um die herbe Pille seines Besuches, hinter der offenbar nichts Gutes steckte, zu versüßen. „Ich heiße Giovanelli —“

„Wer würde in Turin das Faktotum Seiner Excellenz des Herrn Polizeiministers nicht kennen!“ unterbrach der Advokat mit einem ironischen Lächeln, das jedoch von einer höflichen Verbeugung sekundirt war, den Polizeibeamten. „Nehmen Sie Platz, Herr Giovanelli,“ fuhr Cavour fort „und theilen Sie mir Ihr Anliegen mit!“

„Ich bedaure nochmals,“ murmelte Giovanelli, durch die Fassung und Ruhe des Advokaten offenbar ein wenig aus dem eigenen Gleichgewichte gehoben, „ich bedaure wirklich — aber die Pflicht — der Auftrag Sr. Excellenz — der gemessene Befehl des Königs —“

„Des Königs?“ dehnte Cavour verwundert. „Hätte Seine Majestät wirklich geruht, von dem simplen Advokaten Camillo Cavour Notiz zu nehmen?“

„Der König hat Ihre Schrift gelesen,“ platzte Giovanelli heraus, „und ist über die Sprache eines seiner Unterthanen, der ihn so sehr kom-

promittirt, außer sich. Er hat den Herrn Polizeiminister rufen lassen und ihm befohlen, dem Herrn Grafen den Rath zu ertheilen, sich auf einige Zeit außer Landes zu begeben!"

Giovanelli athmete tief und frei auf, sobald er sich seines unangenehmen Auftrags entledigt hatte.

Der Advokat blinzelte selbstzufrieden und seine Augen kniffen sich hinter den sie bedeckenden Gläsern in einem stillvergnügten Lächeln zusammen, so daß er gar nicht aussah, wie Einer, dem man soeben den Wink gegeben hatte, sich selbst zu exiliren. Er sah vielmehr einem Manne, der einen großen Sieg erfochten und sich eben triumphirend des Erfolges freute, ähnlich.

Er gab auch, während ihn Giovanelli verwundert anblickte, seiner Selbstzufriedenheit Ausdruck, indem er bemerkte:

„Seine Majestät hat also mein Buch gelesen! Sie hätten mir keine erfreulichere Botschaft bringen können, Herr Sekretär — das Gewicht dieser Nachricht hält dem bitteren Nachsatze, den Sie daran fügen mußten, vollkommen die Wage. Nur Eines kann ich nicht begreifen: wie so näm-

lich meine harmlose Brochure den König gar so sehr ängstigen kann. Ich habe ja so zahm geschrieben, als ob ich — Sie verzeihen, Herr Sekretär, den Vergleich, der keine Anspielung enthalten soll — als ob ich im Bureau Seiner Excellenz, des Herrn Polizeiministers, säße. Ich habe schüchtern betont, daß, wenn Italien, wie zu hoffen, doch noch einmal eine glücklichere Zukunft beschieden sei, die Erfüllung dieser Hoffnung doch nur durch große Bewegungen, durch providentielle Ereignisse verwirklicht werden könne — daß in unseren Tagen die Befreiung der Völker nicht mehr das Werk eines Komplotts, einer Ueberraschung, sondern die nothwendige Folge des Fortschrittes, der Aufklärung und der christlichen Civilisation geworden sei. Und überhaupt habe ich ja in meiner Brochure nur die politische Bedeutung der Eisenbahnen besprochen und gegen die ungegründete Furcht der Minister Seiner Majestät vor der Eisenbahnlinie, die Oesterreich von Wien über Triest nach Mailand bauen will, polemisirt. Darf man denn in Piemont nicht einmal mehr über Eisenbahnen schreiben?"

Der Advokat betrachtete Giovanelli mit einem

naiven Lächeln und weidete sich an der sichtlichen Verlegenheit dieses Letzteren, der seinem schneidigen Vorwurfe nicht die Spitze abzubrechen wußte und nur erwiederte:

„Die Polemik gegen die Furcht der Minister vor dem österreichischen Bahnprojekte ist es nicht, die Seiner Majestät mißfällt — aber Sie haben daran eine Diskussion über die politische Zukunft der Nation geknüpft — das ist eine für einen Unterthan Seiner Majestät unerhörte und gerade in diesem Augenblicke der weit gediehenen Spannung mit Oesterreich doppelt gefährliche Kühnheit. Sie haben hervorzuheben gewagt, daß die österreichische Bahn doch in keinem Falle im Stande sein könne, dereinst das Werk der Befreiung Italiens zu hindern — daß auf diese Befreiung die Möglichkeit, ein Paar Regimenter schneller nach Italien zu werfen, keinen Einfluß üben könne. Sie haben —“

„Ich habe betont,“ schnitt der Advokat dem sich verlegen windenden Polizisten das Wort vom Munde ab, und seine Stimme klang tief, ernst und fast feierlich, „ich habe betont, daß eine Linie Wien-Triest vielmehr höchst wünschenswerth im

Interesse des italienischen Landbaues und der geistigen Beziehungen zwischen dem ernsten, tiefen Deutschland und dem intelligenten Italien sei, daß die materiellen Vortheile überhaupt in keinem Verhältnisse zu den moralischen Wirkungen ständen, die von den Eisenbahnen für Italien zu erhoffen seien."

„Sie haben aber," fiel Giovanelli dem Advokaten lebhaft in's Wort, sichtlich froh, etwas gefunden zu haben, woran er sich anklammern, womit er den Gegner in den Grund bohren konnte, „Sie haben aber den scheinbar so harmlosen Betrachtungen über die Bahnfrage die Behauptung angehängt, daß die Hauptursache der Leiden Italiens die Fremdherrschaft sei — es ist augenfällig, daß alles Andere nur Emballage ist, daß sich Alles um den einen Trumph dreht, den Sie gegen Oesterreich ausspielen. Und Oesterreich ist jetzt ein delikater Punkt, Seine Majestät können nicht wünschen, daß es noch mehr gereizt werde. Seine Majestät haben aber kein anderes Mittel, ein vorwitziges Wort eines seiner Unterthanen zu desavouiren und zu dementiren, als dasjenige, welches eben in Anwendung gebracht wird. Wenn

Sie Piemont verlassen, wird das Gehässige Ihrer Brochure gemildert, diese letztere wird auf einen privatlichen Charakter herabgedrückt und der Vermuthung, als ob eine geheime Uebereinstimmung zwischen den Regierungsansichten und den Ansichten des Advokaten Grafen Cavour bestände, wird die Spitze abgebrochen."

„Ich verstehe!" sagte Cavour lächelnd. „Was würde aber geschehen, wenn ich den Reisewink nicht beachtete, ihn, wie wir Juristen zu sagen pflegen, einfach zur Kenntniß nähme und zu den Akten legte?"

„Ich bedaure," sagte Giovanelli zögernd, „Ihnen bemerklich machen zu müssen, daß ich den Auftrag habe, Sie zum Postwagen zu begleiten, Herr Graf!"

„Ah so!" bemerkte der Advokat mit einem ironischen Lächeln, indem er sich leicht verneigte. „Sie bringen immer mehr Klarheit in die Situation. Meine Abreise wird also polizeilich überwacht?"

Giovanelli zuckte mit den Achseln, ohne etwas zu erwiedern.

„Wie viele Stunden oder Minuten gönnt man mir, um mich zur Reise vorzubereiten?"

„Es ist der Wunsch meines Chefs, in den Stand gesetzt zu werden, morgen bei der Audienz dem König melden zu können, daß der Herr Graf Turin verlassen haben und auf dem Wege nach der Schweiz sich befinden.“

„Immer deutlicher, immer präciser!“ lächelte Cavour. „Aber doch noch nicht ganz ohne Umschweife. Warum sagten Sie mir nicht gleich, daß ich augenblicklich abreisen muß, daß Sie mein Haus nicht verlassen dürfen, bis mein Koffer herabgetragen sein wird, daß Sie sich in den Fiaker setzen werden, der mich zur Post fährt, daß sich dort einer Ihrer Agenten neben mich setzen und mich bis an die Grenze begleiten wird?“

Giovanelli sah verwirrt und beschämt zu Boden, der Advokat machte sich aber ein Vergnügen daraus, ihn unverwandt zu fixiren.

Nach einer Weile fragte er trocken:

„Ist mir die Schweiz verordnet?“

„Das nicht — Sie können auch Frankreich wählen —“

„Sehr großmüthig! Und gibt es keinen Rekurs gegen das Urtheil, das Sie mir soeben pu-

blizirt haben? Sie verzeihen, Herr Sekretär, wir Juristen pflegen nicht so schnell zu arbeiten, wie die Herren von der Polizei — wir suchen immer zu erstrecken, zu rekurriren."

Giovanelli zuckte abermals stumm mit den Achseln.

„Wenn wir also mit dem Instanzenzuge fertig sind, und das erste Wort auch das letzte ist, dann lassen Sie uns die Koffer packen!" sagte Cavour leichtblütig und kehrte Giovanelli den Rücken, um nach dem Glockenzuge zu greifen und Antonio herbeizuklingeln.

In dem Augenblick, wo er läuten wollte, wurde die Hausglocke gezogen.

„Das ist doch seltsam!" rief Cavour, seine Hand zurückziehend und aushorchend. „Heute Nacht scheint man es darauf abgesehen zu haben, mich nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Wer mag das nur wieder sein? Sollten Sie" — der Advokat wandte sich gegen Giovanelli — „sollten Sie Seiner Excellenz zu lange ausbleiben und Excellenz nicht schlafen können, bis die dem Staate drohende Gefahr glücklich beseitigt, der Turiner Advokat und Schriftsteller in die Post-

chaise gebracht ist? Ja, ja, es wird so sein — Seine Excellenz wird Ihnen einen Expreßboten nachgeschickt haben, um Ihren Amtseifer anzustacheln!"

Cavour lachte, indem er den unruhig vor sich hinblickenden Polizeisekretär verschmitzt ansah.

Jetzt trat Antonio mit der Meldung in's Kabinet:

„Es ist eine Dame da, die Sie zu sprechen wünscht, Herr Graf!"

„Eine Dame — jetzt — um halb eilf Uhr Nachts — ich muß gestehen, der Besuch überrascht mich noch mehr, als der der Polizei! Hast Du der Dame nicht gesagt, Antonio, daß ich früh von neun bis zehn und Nachmittag von zwei bis drei zu sprechen bin?"

„Ich habe es ihr bemerklich gemacht, aber sie bestand darauf, daß ich sie melden solle, sie komme in einer außerordentlich wichtigen Angelegenheit, wo jede Minute Verzug die größte Gefahr einschließe!"

„Seltsam — höchst seltsam — aber ich kann die Dame dennoch nicht empfangen — Du wirst ihr sagen müssen, Antonio, daß ich sofort ver-

reisen muß und daher sehr bedaure, sie nicht empfangen zu können. Und wenn Du ihr das gesagt hast, so wirst Du meine Koffer packen — Du wirst das Nothwendigste hineinthun — was man eben für einen kleinen Ausflug von — von — von wieviel Monaten braucht?"

Die Schlußfrage richtete Cavour an Giovanelli, der verlegen erwiederte:

„Nehmen der Herr Graf drei Monate an!"

„Also für drei Monate Wäsche und Kleider — hörst Du, Antonio?" rief Cavour dem mit offenen Munde in höchster Verwunderung dastehenden Diener zu.

„Aber es wäre doch sehr grausam von mir, Sie abzuhalten, den räthselhaften und interessanten Nachtbesuch zu empfangen!" meinte Giovanelli. „Auf eine Stunde kommt es doch nicht an —"

„Sie sind sehr gütig, Herr Sekretär!" sagte Cavour mit sarkastischer Artigkeit. „Halt, Antonio — ich will die Dame sprechen — führe sie in meinen Empfangsalon — aber zünde dort zuvor die Lampe an — ich komme gleich!"

Siebentes Kapitel.

Die Tochter des Regimentstambours. Das Attentat.

Es war ein junges, reizendes Mädchen von kaum achtzehn Jahren, welches dem Advokaten entgegenflog, als er in sein Empfangzimmer trat. Die Toilette war einfach, aber mit einem Anfluge von Eleganz, die Haltung zierlich, der Gang schwebend und leicht, das Gesicht vor Aufregung und Verlegenheit purpurroth.

„Ich bin mir bewußt, etwas höchst Unschickliches begangen zu haben, indem ich zu dieser Stunde mich bei Ihnen eindrängte," sagte das Mädchen mit zitternder Stimme, während sie ihr großes schwarzes Auge auf den Advokaten richtete, „aber die äußerste Nothwendigkeit, die mich zu diesem befremdlichen Schritte trieb, mag meine Entschuldigung sein."

„Sie scheinen sehr echauffirt zu sein, mein schönes Kind, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte Cavour mit einem freundlichen Lächeln, indem er dem Besuche ein Sammtfauteuil hinschob und ihn mit lebhafter Neugierde musterte, wobei er zu dem ihn befriedigenden Resultate kam, daß er ungemein solid und dezent aussah.

Das Mädchen schüttelte dankend mit dem Kopfe und rief:

„Der etwas weite Weg, den ich mehr laufend als gehend zurückgelegt habe, um ja keine Sekunde von einer wie es mir schien sehr kostbaren Zeit zu verlieren, hat mich allerdings ein wenig angegriffen; aber nun ist's wieder gut, und ich will gleich zur Sache kommen und Ihnen den Schlüssel zu meinem sonderbaren Benehmen in die Hand drücken. Auf Ihrem Bureau arbeitet ein Mann Namens Gallenga?“

Cavour bejahte.

„Ist Ihnen in der letzten Zeit nichts Besonderes an Gallenga aufgefallen?“ forschte das Mädchen, den Advokaten gespannt anblickend.

„Nicht daß ich wüßte — er machte seine

Sachen wie gewöhnlich, und ich muß auch gestehen, daß es mir nie in den Sinn kam, ihn besonders zu beobachten."

„Es fiel Ihnen also nichts an ihm auf?" rief das Mädchen lebhaft. „Sonderbar — mich machte der ganze Mensch mit all seinem Thun und Lassen beklommen — vollends in den letzten Wochen. Schweigsam war er immer — nie aber so unheimlich wie zuletzt, wo er fast ununterbrochen schoß, mit Dolchen spielte und wie ein Träumender sprach."

„Wie kamen Sie dazu, Gallenga so aufmerksam zu beobachten?" forschte der Advokat.

„Gallenga wohnt bei uns!" erwiederte das Mädchen unbefangen. „Mein Vater ist Regimentstambour bei der Garde — meine Mutter führt seit Jahren ein Putzgeschäft, bei dem ich ihr behilflich bin. Wir wohnen in der Strada del Speranza, wo wir drei Treppen hoch vier Zimmer haben, davon eines einen separaten Eingang hat. Dies Zimmer pflegt die Mutter immer an einzelne Herren zu vermiethen, die wir auch beköstigen und deren Wäsche wir besorgen. Seit zwei Jahren hat Herr Gallenga dies Zimmer

inne. Wir kamen immer gut mit ihm aus. Er zahlte pünktlich, sprach wenig, und das paßte uns ganz. Das Einzige, was uns ab und zu störte, war, daß er gar so leidenschaftlich auf den König schimpfte. Er riß jede Gelegenheit vom Zaune, den König herabzusetzen, und als wir ihm einmal widersprachen, wurde er so heftig und wild, daß wir erschraken. Seither behandelten wir ihn als einen mit einer fixen Idee Behafteten und ließen ihn sprechen und schimpfen und sorgten nur, daß der Vater, der als Soldat ein glühender Verehrer des Königs, nichts von dieser Manie Gallenga's erfahre, die wir im Uebrigen für vollkommen unschädlich hielten. Wenn der Vater die leiseste Ahnung von dem Hasse Gallenga's gegen den König gehabt hätte, so würde er die Mutter gewiß vermocht haben, ihm das Zimmer zu kündigen — und wo hätten wir dann gleich wieder eine im Ganzen so ruhige und anständige Partei gefunden?"

Cavour fühlte seine Neugierde durch die Erzählung des Mädchens, das hübsch und fließend sprach und ein wohlklingendes, sanftes Organ hatte, mächtig angeregt.

Als das Mädchen einen Augenblick inne hielt, bemerkte er:

„Ich will nicht hoffen, daß Ihnen Gallenga irgendwelche Veranlassung gab, die Rücksicht zu bedauern, mit welcher sie ihn behandelten?“

„Ich wollte, wir hätten ihm die Wohnung gekündigt, denn die Sache endet gewiß nicht gut!“ sagte das junge Mädchen hastig. „Ich sagte Ihnen schon, daß er viel schoß — in den letzten Wochen schien die Pistole gar nicht mehr aus seiner Hand zu kommen. Ich mochte ihm das Frühstück, das Mittagsessen, die Wäsche oder sonst etwas bringen — ich fand das Terzerol immer bei ihm. Er zielte immer nach einem Punkte, nach einer Art Scheibe, die sich drehte. Es schien ihm offenbar daran gelegen, einen beweglichen Punkt mit Sicherheit zu treffen.“

„Aber das ewige Schießen muß ja Sie und die übrige Nachbarschaft sehr gestört und genirt haben — wie kam's, daß Sie es sich nicht verbaten?“

„Er schoß mit Schießbaumwolle und man hörte nichts. Hatte er aber die Pistole nicht in der Hand, so spielte er gewiß mit einem Dolche,

von welchen er so viele Exemplare hatte, wie ein passionirter Raucher nur Pfeifen haben kann. Wenn ich zuweilen unvermuthet bei ihm eintrat, so sah ich ihn mit einem Dolche einen Stoß in die Luft führen — wenn er mich dann sah, zog er die Brauen zusammen, runzelte die Stirn und nahm eine Haltung an, als ob er in eine harmlose Betrachtung des Dolches versenkt wäre. In den letzten Wochen hörte er plötzlich auf, auf den König zu schimpfen. Er lächelte blos ingrimmig, wenn man den Namen Carlo Alberto nannte. Einmal spuckte er aus, als der Name erwähnt wurde. Ein ander Mal sagte er unter Augenrollen: Der Verräther wird seinen Mann finden. Als jetzt die Spannung gegen Oesterreich zunahm, bemächtigte sich seiner eine fieberhafte Aufregung, und als einmal die Mutter bemerkte, daß der König eine feste Haltung gegenüber den österreichischen Anmaßungen beobachte, sagte Gallenga mit einem eigenthümlichen Lächeln: es wird sich bald zeigen, ob es ihm mit der nationalen Richtung Ernst ist — sollte er aber wieder einmal nur eine Maske vorgenommen haben, dann würden schon die Patrioten dafür sorgen, daß er Pie-

mont und Italien zum letzten Male getäuscht habe!"

„Ich hätte den verschlossenen und ruhigen Gallenga einer solchen Exaltation nicht fähig gehalten!" sagte der Advokat mit bedenklichem Kopfschütteln. „Aber zwischen Wort und That pflegt oft eine weite Strecke mitten inne zu liegen. Man darf nicht allen phantastischen Aeußerungen einen tieferen Sinn unterlegen — Gallenga mag den König hassen, ohne daß dieser darum eben von ihm etwas zu befürchten hätte!"

„So dachten wir auch," fiel das Mädchen dem Advokaten lebhaft in die Rede, „aber die Sachen haben plötzlich einen so rapiden und bedenklichen Verlauf genommen, daß das Aeußerste zu besorgen steht. Wer weiß, ob Gallenga nicht eben jetzt, in diesem Augenblick, während wir hier sprechen, darauf ausgeht, seinem Wort eine That, eine schreckliche That folgen zu lassen!"

„Sie erschrecken mich in allem Ernste!" rief Cavour unruhig. „Es wäre mir sehr unangenehm, wenn Gallenga sich von seiner leidenschaftlichen Eingenommenheit gegen den König zu einer Unbesonnenheit hinreißen ließe — er ist doch in

meinen Diensten und man könnte glauben — ja, man könnte einen geheimen Zusammenhang wittern, vollends jetzt, wo ich selbst etwas unternommen habe, was mir die Ungnade des Königs zugezogen und mich in Opposition gegen die Rathgeber des Königs gebracht hat! Und auch abgesehen von der unangenehmen Rückwirkung, die ein leichtsinniger, frevelhafter Streich Gallenga's auf mich üben könnte, wäre mir leid, wenn sich der Mensch, der mir mehrere Jahre redlich und treu gedient hat, in's Unglück stürzte!"

Cavour war, indem er so sprach, mit über den Rücken gekreuzten Armen im Salon auf- und niedergegangen und näherte sich jetzt wieder dem Mädchen, sah es forschend an und sagte:

„Aber vielleicht ängstigen wir uns Beide umsonst — vielleicht ist's nichts — was haben Sie für Anhaltspunkte für die Vermuthung, daß Gallenga eben jetzt etwas unternehmen könnte, was ihn und mich und theilweise selbst Sie und Ihre Eltern zu kompromittiren geeignet wäre?"

„Ich fürchte doch, daß ich mit meinen Befürchtungen Recht behalten werde!" entgegnete das Mädchen. „Gallenga war heute früh unruhiger

und aufgeregter als je. Er schien mit sich selbst zu sprechen, rollte die Augen auf eine unheimliche Art und lächelte oft vor sich hin, so daß man sah, er brüte über etwas und beschäftige sich anhaltend mit einem düsteren Gedanken oder Vorsatze. Indessen ging er wie gewöhnlich um acht Uhr fort. Haben Sie auch heute nichts Auffälliges in seinem Benehmen, in seiner Haltung und Miene wahrgenommen?"

„Ich habe ihn heute nicht gesehen! Da ich etwas später aufstand als gewöhnlich und in die Gerichtssitzung eilte, kam ich nicht dazu, die Kanzlei zu besuchen, in welcher Gallenga arbeitet. Und als ich vom Gericht zurückkam, sagte mir Antonio, mein Diener, daß Gallenga heute etwas zeitiger als gewöhnlich fortgegangen sei. Ich legte kein Gewicht darauf, da ich Gallenga heute weniger brauchte als sonst und mir auch sein zeitigeres Verschwinden durch die Parade erklärte, die ja heute gegen Mittag halb Turin auf die Beine brachte. Die Revue, die alle Welt in Athem und Spannung hält, dachte ich, wird auch auf den guten Gallenga ihre Anziehungskraft geübt haben!"

„Die Revue," sagte das Mädchen lebhaft, „war kaum zu Ende — oder, da sie doch eigentlich nicht stattfand, die Truppen waren kaum in den Kasernen, als Gallenga nach Hause gestürzt kam. Er sah wachsbleich aus und zitterte am ganzen Körper. Seine Augen schienen aus den Höhlen hervorquellen zu wollen, sein Athmen war ein Keuchen und Stöhnen. Er schloß sich in sein Zimmer ein und wir hörten ihn stundenlang lebhaft auf- und abschreiten, mit sich selbst sprechen und unheimlich lachen. Plötzlich wurde es still — ich ging unter einem Vorwande in sein Zimmer. Ich sah, wie er die Pistole, mit der er immer zu schießen pflegte, sorgfältig betastete und zu sich steckte. Ich sah fünf, sechs Dolche, wie zur Musterung ausgelegt, auf dem Schreibtische liegen und daneben ein offenes Fläschchen; die Spitzen der Dolche glänzten, als ob sie eben mit einer Flüssigkeit benetzt worden wären. Als mich Gallenga anblickte, schien er verlegen zu werden, warf sein Schnupftuch über die Dolche und fragte, mich mit einem stieren, ausdruckslosen Blicke, wie ich ihn bei Irren gesehen zu haben mich erinnere, streifend, barsch, was ich in seinem Zimmer zu

suchen habe. Als ich bemerkte, daß es mir geschienen hätte, als ob er geklingelt, sagte er in sanfterem Tone, daß er nicht geklingelt habe und nichts brauche. Er wolle jetzt vielmehr ungestört schreiben und dann fortgehen. Ich wollte mich bereits entfernen, als er mich zurückwinkte und mit ironischem Lächeln und in einem herben, bitteren Tone zu mir sagte: „„Nun, wie gefällt Ihnen heute Ihr guter König? Hat er es nicht wieder einmal gut gemacht? Ich habe es ja immer vorausgesagt! Fluch über die Narren, die etwas von ihm erwarteten! Aber das soll sein letzter Meisterstreich gewesen sein! Wir wollen seine feige Seele zur Ruhe lullen!““ — „„Der König ist ein kranker, unglücklicher Mann,““ erwiederte ich, „„der unser aller Mitleid und Nachsicht verdient! Er kann nicht, wie er will, und auch sein festes Wollen hat seine physische Schwächlichkeit untergraben! Es ist kein Wunder, wenn man ihn zwischen Oesterreich und Italien hin- und herschwanken sieht!““ — „„Wir wollen ihm zu einer festen, sicheren Stellung verhelfen!““ erwiederte Gallenga mit einem wilden Lachen und einem gräßlichen Blicke, der mir noch

jetzt vor Augen schwebt, wie ich die Erinnerung an ihn gewiß lange nicht loswerden dürfte! Ich ging kopfschüttelnd aus Gallenga's Stube, meine Mutter wurde bald darauf zum Vater in die Kaserne beschieden und es war kaum Aussicht, daß sie vor Nacht zurückkam, da sie auch noch einige Geschäftsgänge mit besorgen wollte. Ich folgte mit zuweilen athemloser Spannung dem Thun und Lassen Gallenga's. Er schrieb lange, ging dann fort, blieb zwei Stunden aus, kam wieder, schrieb abermals, verließ wieder das Haus und als er zurückkam, blieb er nicht lange allein. Er erhielt einen Besuch — was glauben Sie, Herr Graf, wer ihn besuchte? Niemand anders, als der Kammerdiener des Königs!"

„Nicht möglich!" rief Cavour, einen Schritt zurückprallend.

„Der Kammerdiener des Königs!" beharrte das Mädchen. „Ich kenne ihn, weil wir seiner Frau den Putz besorgen! Der Kammerdiener blieb eine halbe Stunde lang — es war schon Nacht, als er fortging. Darauf schrieb Gallenga noch eine Viertelstunde. Dann kam er vollkommen angekleidet auf mein Zimmer und fragte

nach der Mutter. Ich sagte ihm, daß sie vor mehreren Stunden fortgegangen sei und jeden Augenblick zurückkehren müsse. „„Dann muß ich Ihre Güte in Anspruch nehmen,““ sagte Gallenga, „„denn ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren. Ich verreise — vielleicht auf lange Zeit. Mein Zimmer reserviren Sie mir vorläufig noch, bis Sie von mir Nachricht bekommen. Das wird bald geschehen — wahrscheinlich schon morgen!““ — Ich werde das starre Lächeln, mit dem er mich dabei ansah, nie vergessen!“

„Bis Sie von mir Nachricht bekommen!“ murmelte Cavour nicht ohne einen Anflug von Bestürzung und Verstörtheit. „Das klingt sehr unbestimmt und verdächtig — es ist nicht klar ausgesprochen, ob er Ihnen Nachrichten über sich wird zugehen lassen, oder ob Sie dieselben aus dritter Hand bekommen werden — etwa durch den Volksmund, durch das Gericht, durch die Zeitung —“

„Ich sagte mir auch, daß die von Gallenga gewählte Phrase sehr dehnbar sei und das Schlimmste fürchten lasse, vollends wenn man sie mit seinem ganzen Benehmen zusammenhält!“

fiel das Mädchen dem Advokaten ängstlich in die Rede. Sie schien durch die Besorgniß, die aus den Mienen und Worten des letzteren hervorleuchtete, in eine noch gedrücktere Stimmung versetzt zu werden und fuhr in erhöhter Aufregung fort:

„Es blieb mir nicht Zeit, Gallenga bezüglich seiner Reiseplane auszuforschen, denn er fuhr rasch fort: „„Das, um was ich Sie bitten möchte, ist, daß Sie diesen Brief übernehmen, und wenn ich bis zum Morgengrauen nicht zurück sein sollte, an seine Adresse bestellen. Kann ich mich darauf verlassen?““ — Ich werde den Brief pünktlich besorgen! sagte ich und sah dabei unwillkührlich die Adresse an. Sie lautete: an Fräulein Louise Gallenga in Genua. Das ist wohl Ihre Schwester, Herr Gallenga? fragte ich, um doch etwas zu sagen, da der ganze Auftritt peinlich auf mir lastete und ich mir die Brust zu erleichtern hoffte, wenn ich nur etwas spräche. Ich hatte die Bemerkung kaum gemacht, als in Gallenga's Zügen eine merkwürdige Wandlung vorging. Das Herbe, Entschlossene, Wilde war aus seinem Antlitz gewichen, ein weicher Zug spielte um seine Lippen

und er sagte mit vor Bewegung zitternder Stimme: „„Ja, es ist meine Schwester, der ich geschrieben habe! Sie können nicht glauben, wie lieb ich das Mädchen habe! Annita heißt sie. Sie lebt von ihrer Hände Arbeit — sie lebt recht kümmerlich — sie würde noch kümmerlicher leben, wenn ich ihr nicht allmonatlich einige Lires, die ich von meinem Gehalte ersparte, schickte. Das wird nun anders werden — ich werde ihr nichts mehr schicken können — ich sage ihr das in diesem Briefe, in den ich Alles hineingelegt habe, was mein eigen war! Ich habe meine Uhr, meinen Ring, meine Bücher und Kleider zu Geld gemacht — ich brauche nichts von alledem auf meiner Reise. Das Geld liegt in dem Briefe — es sind zweihundert und zwölf Lires in Banknoten — es ist Alles, was ich habe — und darum möchte ich Sie bitten, daß Sie recht Acht gäben auf den Brief!““ Der Ton der Rührung, mit dem Gallenga dies sprach, läßt sich nicht beschreiben. Die Thränen traten mir in die Augen, in den seinen standen sie längst. Er sah mich bittend an, und seine zitternde Rechte klammerte immer noch an dem Briefe, obwohl ich ihn bereits

übernommen hatte. Sein heißer Athem berührte mich, ich fragte im Innersten erschüttert: „„warum haben Sie Ihre Schwester nicht zu sich genommen, Herr Gallenga — sie wäre gewiß Ihr guter Engel geworden!““ Er sah mich an mit einem tiefwehmüthigen Blicke und sagte mit stockender Stimme, indem er den Kopf schüttelte und gegen Thränen ankämpfte: „„es konnte nicht sein — sie hätte mich gehindert, meine Mission zu erfüllen!““ Ihre Mission? rief ich, was haben Sie vor, Herr Gallenga? „„Nichts, nichts!““ erwiederte er, streifte sich die Haare aus der Stirn, fuhr sich über die feuchten Augen und sagte, mich eindringlich ansehend: „„Kann ich mich auf Sie verlassen? Lasse ich den Brief in sicheren Händen zurück? Aber wie frage ich? Warum sollten Sie meine Schwester um den —““ er stockte, als ob er ein Wort, das ihm schon auf der Lippe geschwebt, gewaltsam unterdrückte, dann setzte er halblaut hinzu „„um den Gruß ihres Bruders bringen wollen?““ Ich zweifelte keinen Augenblick, daß er hatte sagen wollen: um den letzten Gruß. Ich sagte, außer mir vor Aufregung: Sie müssen mir sagen, was Sie vorhaben, Herr Gallenga — Er ließ mich

nicht ausreden, ergriff lebhaft meine Hand, preßte sie krampfhaft, sah mir forschend in die Augen, daß es mir bis in die Seele drang und rief: „„Fragen Sie nicht — antworten Sie mir nur — lasse ich den Brief in guten Händen zurück?““ Ich bejahte stumm — er ließ mich los und stürzte zur Thür hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun solle — aber meine Rathlosigkeit währte nur eine Sekunde. In der nächsten schon war ich entschlossen, Gallenga zu verfolgen, mich zu überzeugen, wohin er ginge und dann, wo möglich und wenn noch Zeit dazu wäre, Ihre Hilfe, Herr Graf, gegen ihn in Anspruch zu nehmen. Ich warf Hut und Shawl um, flog Gallenga nach und holte ihn an der Ecke der Straße ein.“

Das Mädchen hielt erschöpft durch das Erzählen inne, Cavour sah sie gespannt an und fragte rasch:

„Sie verfolgten ihn? Sie wissen, wo er ist? Oder haben Sie seine Spur verloren? Das wäre schlimm, denn er scheint wirklich etwas Außerordentliches, Ungeheuerliches im Schilde zu führen! Freilich ist's Nacht“ — Cavour zog seine Uhr und

sah auf dieselbe — „es fehlen wenige Minuten auf eilf — was kann er in der Nacht unternehmen? Wenn seine Absichten wirklich gegen den König gerichtet sind, so kann er diesem doch nicht bei Nacht beikommen!“

„Sie vergessen die Unterredung mit dem Kammerdiener des Königs!“

„Ich kann nicht glauben, daß der Kammerdiener Carlo Alberto's so wahnsinnig sein könnte, seinen Herrn einem Meuchelmörder wissentlich auszuliefern! Wer weiß, welche Berührungspunkte zwischen den beiden Männern obwalten — aber das ist jetzt Nebensache — die Hauptsache ist, zu erfahren, wo Gallenga sich aufhalte —“

„Ich verfolgte ihn, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, durch zehn Gassen, die er, ohne eben zu eilen, durchschritt, bis an die Ecke der Contrada Volpi. Dort trat er in ein Kaffeehaus!“

„Würden Sie dasselbe wiedererkennen?“

„Natürlich! Esrt da fühs Schild: zum weißen Kreuz von Savoyen. Ich hatte mir dasselbe kaum eingeprägt, als ich auch schon beflügelten Schrittes zu Ihnen eilte, um Sie, ohne jede Rücksicht auf Schicklichkeit, mitten in der Nacht

aufzustürmen und Sie zu beschwören, Gallenga aufzusuchen, sich seiner zu versichern und allen Einfluß, den Ihnen seine Abhängigkeitsstellung zu Ihnen über ihn gibt, aufzubieten, um ihn von einem wahnsinnigen Unternehmen zurückzuhalten!"

„Sie überschätzen vielleicht diesen Einfluß, aber Sie haben doch Recht — es ist meine Pflicht, als ehrlicher Mann und als Gallenga's Vorgesetzter alles Mögliche daran zu wenden, um den Verblendeten von einem Schritte abzubringen, der ihn zeitlebens unglücklich machen muß! Gebe nur Gott, daß ich ihn noch in dem Kaffeehause treffe!"

Cavour machte Miene, seinem Diener zu klingeln, besann sich aber plötzlich und sagte verstimmt:

„Ich habe Eines vergessen — daß ich nicht Herr meiner selbst bin und mein Haus nicht nach Belieben verlassen kann!"

„Wer könnte Sie zurückhalten?" warf das Mädchen halb ungläubig, halb bestürzt ein.

„Das Ihnen zu erklären, liebes Kind, wäre eine schwere und vor Allem langwierige Sache!" sagte Cavour lächelnd. „Lassen Sie mich lieber

den Versuch wagen, meinen Cerberus zu ködern und in Ruhe zu lullen! Noch Eines! Haben Sie nicht Gallenga's Brief an seine Schwester bei der Hand? Der könnte uns vielleicht über Manches Aufschluß geben!"

„Das dachte ich auch schon, aber ist ein Brief nicht ein Heiligthum? Darf man ihn öffnen? Ich vermuthe, daß er ein Testament enthält, aber bin ich berechtigt, ist überhaupt ein Fremder berechtigt, dies geheime Testament zu lesen?"

Die mit so vieler Natürlichkeit und Einfachheit vorgebrachten Einwendungen des Mädchens verfehlten nicht, einen gewissen Eindruck auf den Advokaten zu machen. Sie bestimmten ihn, den Gedanken, Gallenga's Brief zu erbrechen, aufzugeben, nach der Klingel zu greifen und lächelnd auszurufen:

„Sie haben wieder Recht — was doch ein Mädchen für einen klaren Blick haben kann — das geht über einen Advokaten — ja, ja, lassen wir den Brief Gallenga's und halten wir uns an seine Person — he, Antonio — Hut, Handschuhe und Rock — was macht der Herr in meinem Arbeitszimmer?"

„Er sitzt wie angenagelt fest und sieht nur ab und zu ungeduldig auf die Uhr!“

„Es ist wahr,“ lachte Cavour selbstgefällig in sich hinein, „ich habe ihn etwas lange warten lassen, und die Herren von der Polizei sind das Warten nicht gewohnt!“ Damit wandte er sich wieder an das Mädchen und fragte:

„Aber wie wird es mit Ihnen werden? Wer wird Sie nach Ihrer Wohnung begleiten? Ich werde Ihnen Antonio mitgeben —“

„Denken Sie nicht an mich,“ fiel das Mädchen dem um ihre persönliche Sicherheit Besorgten lebhaft in's Wort, „denken Sie nur an Gallenga und an den König! Ich bin allein hieher gekommen und fürchte mich nicht allein von dannen zu gehen! Die Könige mögen in den Straßen von Turin bedroht sein — Mädchen sind es nicht!“

„Sie sind ein muthvolles Geschöpf!“ sagte der Advokat, das Mädchen wohlgefällig betrachtend. „Aber jetzt erinnere ich mich, daß ich Sie noch nicht einmal gefragt habe, wie Sie heißen, und ich möchte doch wissen, wie ich in meinen Gedanken das herzhafte Geschöpf nennen soll,

welches mir Gelegenheit gegeben hat, dem König von Piemont in dem Augenblick einen wichtigen Dienst zu leisten, wo er sich durch mich selbst bedroht glaubte und mich aus seinen Staaten ausschloß! Wie heißen Sie also, liebes Kind?"

„Rosine!"

„Ein schöner Name! Nun weiß ich Sie zu nennen — und nun an's Werk!"

Cavour sah, daß Rosine zögerte.

„Sie scheinen doch ein wenig beklommen bei dem Gedanken, jetzt allein in die Nacht hinaus zu müssen," sagte er rasch, ihr Zögern auf die natürlichste Art deutend. „Ja, ja, ich begreife das — Sie haben sich zuviel zugemuthet, als Sie Antonio's Begleitung ablehnten — ich biete ihn Ihnen nochmals als Sauvegarde an —"

„Nein, nein, das ist's nicht!" unterbrach Rosine lebhaft den wohlgemeinten Antrag. „Ich fürchte mich nicht, aber ich bin außerordentlich gespannt darauf, ob Sie Gallenga noch in dem Kaffeehause finden werden, in das ich ihn habe eintreten gesehen! Ich würde ruhiger schlafen, wenn ich wüßte, daß Sie ihn in Ihrer Gewalt haben —"

„Dann kommen Sie mit mir!“ schlug der Graf vor.

„Das geht nicht! Gallenga könnte mich erspähen und würde sofort wissen, daß ich ihn Ihnen denuncirt habe. Dann würde er seinen ganzen Haß auf mich werfen — und auf unser ganzes Haus — und es ist nicht gut, wenn man den Haß verzweifelter Menschen auf sich ladet! Bei Ihnen ist das anders — Sie stehen ihm Mann gegen Mann gegenüber — dann sind Sie unabhängig und brauchen ihn nicht zu fürchten — mein Vater steht aber im königlichen Dienst und man hat Beispiele, daß Mitglieder der geheimen Gesellschaften die Existenzen derer, die sich ihnen und der Ausführung ihrer Pläne in den Weg warfen, auf systematische Art untergruben!“

„Sie sind nicht blos ein muthiges, Sie sind auch ein kluges Mädchen!“ sagte Cavour, seine Hand mit sichtlichem Wohlgefallen auf Rosinen's Schulter legend. „Sie haben wieder Recht — Gallenga darf Sie nicht sehen, darf nicht wissen, daß Sie ihn an mich verrathen haben! Fürchten Sie nichts von mir — ich werde discret sein! Ich begreife auch, daß Ihnen daran liegt, zu

erfahren, ob ich Gallenga in meine Hand bekam — ich schlage Ihnen daher vor, hier zu warten, bis ich wiederkomme."

Rosine schwankte.

„Ich würde Ihren Vorschlag dankbar annehmen, wenn ich nicht die Schlüssel unserer Wohnung bei mir hätte. Meine Mutter wird gewiß bereits heimgekehrt sein und rathlos vor der verschlossenen Wohnung stehen! Aber besser, sie wartet eine halbe Stunde länger in Besorgniß um mich, als wir ängstigen uns Beide Gallenga's wegen die ganze Nacht und noch länger! Besser, sie wartet und ich bringe ihr eine gute Botschaft — gehen Sie, Herr Graf — wenn Sie in einer halben Stunde nicht zurück sind, so kann ich annehmen, daß Sie Gallenga noch im Kaffeehause angetroffen haben! Dann kann ich beruhigt nach Hause gehen!"

„Gut denn, wenn Sie durchaus allein gehen wollen!" sagte der Advokat. „Das Kaffeehaus ist höchstens zehn Minuten von hier entfernt — ich kann also in einer halben Stunde zurück sein, wenn Gallenga nicht mehr dort sein sollte! Auf Wiedersehen!"

„Nein — nicht auf Wiedersehen, wenigstens in dieser Nacht nicht!" verbesserte Rosine lebhaft.

Cavour entfernte sich und ging in sein Bureau, nachdem er Antonio aufgetragen hatte, auf die Wünsche Rosinen's aufmerksam zu achten und ihr das Haus zu öffnen, sobald sie verlangen würde, fortzugehen.

Giovanelli schnellte von seinem Sitze in die Höhe, als der Advokat eintrat. Seine Miene drückte einen stummen Vorwurf aus, daß ihn der Graf so lange hatte warten lassen.

Dieser trat auf ihn zu und sagte mit auffälliger Entschiedenheit im Tone:

„Ich kann jetzt nicht verreisen! Ich habe ein unverschiebbares Geschäft zu vollführen! Sie werden das Seiner Excellenz, dem Herrn Polizeiminister melden und ihn zugleich ersuchen müssen, mir für morgen früh eine Audienz bei Seiner Majestät zu erwirken."

„Eine Audienz bei Seiner Majestät —" entsetzte sich Giovanelli — „wo denken Sie hin, Herr Graf! Das würde ja die Situation für Seine Majestät nur noch gefährlicher machen — Seine Majestät will Ihrer kühnen Brochure ein

offiziöses Dementi entgegensetzen, wie ist da eine Audienz denkbar? Was würde man auf der österreichischen Gesandtschaft sagen, wenn Seine Majestät in diesem Augenblick den Verfasser der Oesterreich so feindlichen Brochure empfinge?“

„Seien Sie deshalb ruhig, Herr Giovanelli! Seine Majestät wird mich empfangen, und der österreichische Gesandte wird darum noch immer nicht seine Pässe verlangen!“

„Ich kann es nicht auf mich nehmen, meinem Chef mit einer derartigen Proposition vor die Augen zu treten!“ wand sich der Polizeisekretär.

„Ich sagte Ihnen bereits, daß es ein unaufschiebbares Geschäft ist, das mich jetzt in Anspruch nimmt!“ rief Cavour ungeduldig. „Ich will Ihnen noch mehr sagen — es handelt sich um die Sicherheit, um das Leben des Königs!“

„Um das Leben des Königs!“ stammelte Giovanelli verstört.

„Ich habe eben Nachrichten erhalten, daß dieses uns Allen theure Leben auf das ernsthafteste bedroht ist!“

„Bedroht — und die Polizei weiß nichts davon!“

„Es scheint fast so!“ lächelte Cavour. „Um so unverzeihlicher wäre es von der Polizei, wenn sie Jemanden, der vielleicht das Mittel in der Hand hat, die Gefahr vom Könige abzuwehren, abhielte, dieses Mittel in Anwendung zu bringen!“

„Das heißt — daß Sie — Sie, Herr Graf — um ein projektirtes Attentat wissen und es zu nichte machen können?“

„Wohl möglich! Es hängt Alles an einer Minute — während wir unterhandeln, kann mir das Mittel, den König zu retten, entschlüpfen —“

„Aber warum bieten Sie nicht die Polizei auf — ich stelle mich Ihnen zur Verfügung — von welcher Seite droht dem König eine Gefahr? Sprechen Sie —“

„Sie vergessen, mein Herr, daß Sie es mit keinem Ihrer Agenten zu thun haben!“ gab der Graf trocken zurück. „Ich kann meine Anstalten treffen, um ein verhängnißvolles Ereigniß zu verhindern — aber ich werde nie die Person denunciren, welche dies Ereigniß vorbereitete. Gelingt es mir heute mit Gottes Hilfe die Gefahr zu beseitigen, so bin ich bereit, Sie morgen beim König selbst zu entlasten, dem König selbst mit-

zutheilen, warum ich nicht heute Nacht nach Frankreich oder nach der Schweiz abreisen konnte! Thun Sie nun, was Sie verantworten zu können glauben!“

Giovanelli war in einer bemitleidenswerthen Lage. Er wurde nicht müde, sich den Schweiß, den ihm Angst und Unentschlossenheit erpreßten, von der Stirne zu wischen und abwechselnd den Advokaten anzustarren und in's Leere zu blicken.

Endlich sagte er hastig:

„Was verlangen Sie eigentlich von mir?“

„Nichts, als die Erlaubniß, einige Stunden frei und unbeaufsichtigt handeln und morgen mein Benehmen dem König gegenüber persönlich rechtfertigen zu dürfen!“

„Und Sie sagen, daß Gefahr im Verzuge sei?“

„Die höchste!“

„Sie machen mich verantwortlich für diese Gefahr, wenn ich Ihnen nicht augenblicklich volle Freiheit des Handelns einräume?“

„Ich sage, daß es vielleicht schon jetzt zu spät ist — aber jedenfalls steigt die Gefahr mit jeder Minute — und wie gesagt, ich kann nichts thun, denn Sie binden mir Hände und Füße —

ich kann nichts thun, als Siemoralisch für alles Unheil verantwortlich zu machen, das aus der Lähmung meiner freien Aktion hervorgehen kann!“

„Sie setzen mir Daumschrauben an!“ stöhnte Giovanelli. „Ich kann nichts thun, als Sie freigeben — gehen Sie — Sie sind Herr Ihres Handelns — ich werde Seiner Excellenz augenblicklich Bericht abstatten und ich hoffe, daß Sie mich wirklich entlasten werden —“

„Wenn Sie mir eine Audienz bei Seiner Majestät erwirken, gewiß! Gegen die ganze übrige Welt bin ich stumm — bleibe ich stumm — denn ich bin der Graf Cavour und kein Denunziant!“

Der Graf verbeugte sich — Antonio leuchtete dem Sekretär, der die Treppe mehr hinabsprang als hinabging — als der Diener in das Bureau des Advokaten zurückkehrte, hatte dieser bereits den Hut aufgesetzt, den Ueberzieher umgeworfen, die Handschuhe angezogen und eilte nun selbst die Treppe hinab.

Es schlug ein Viertel auf zwölf, als der Advokat sein Haus verließ.

Achtes Kapitel.

J'attends mon astre!

Turin schläft.

Niemand ist mehr in den Straßen, kaum daß hier und da ein einzelnes Fenster erleuchtet ist. Nur in den Kaffeehäusern und Traiterien herrscht noch einiges Leben.

Durch die nachtdunklen Straßen gehen langsamen Schrittes zwei Männer.

Der Eine, hager und groß, ist dem Andern immer um einen Schritt voran, so daß es das Aussehen hat, als ob sich dieser absichtlich in einer ehrerbietigen und ängstlichen Entfernung von seinem Begleiter hielte.

Der hagere, lange Mann mit den stark hervortretenden Backenknochen und der düsteren Miene trägt einen bis an den Hals zugeknöpften Rock und einen runden Hut, den er tief in die Stirne

gedrückt hat. Gang, Haltung und der nach Art eines Uniformpaletots zugeknöpfte Rock scheinen darauf hinzudeuten, daß der Mann Soldat sei und den Civilrock nur ausnahmsweise angezogen habe.

Dem Begleiter dieses so ganz und gar militärisch aussehenden Mannes paßt der bürgerliche Anzug besser. Er schleicht gesenkten Hauptes dahin, als ob ihn etwas bedrücke und sieht sich bei jedem zufälligen Geräusche ängstlich um.

Die beiden Männer wechseln keine Worte mit einander. Nur einmal, als sie bei der Allerheiligenkirche vorbeikommen, von deren Thurme es eben ein Viertel auf zwölf schlägt, bemerkt der Lange:

„Wir gehen nun schon eine Viertelstunde! Haben wir noch weit? Sie werden das besser wissen als ich, der ich noch nie in der Contrada Volpi war und überhaupt so selten Gelegenheit habe, Turin zu durchstreifen!“

„Wir haben noch zehn Minuten zu gehen!“ erwiederte der Andere halblaut. „Noch zwei Gassen und wir sind in der Strada Serpini, von welcher sich die Contrada Volpi abzweigt. Wenn

Euer Majestät vielleicht Ihren Entschluß bereuen sollten, so wäre es noch Zeit —"

„Ich weiß, daß wir selbst noch an der Schwelle des betreffenden Hauses umkehren können —" unterbricht der Andere trocken den Sprechenden — „aber ich denke nicht daran, umzukehren!"

Damit hatte das Gespräch ein Ende. Die Beiden schritten von Neuem schweigend aus, und der Mann, welcher bei der nächtlichen Expedition die zweite Rolle zu spielen schien, sah sich immer wieder ängstlich und fast verstört um, und dies um so häufiger, je näher sie der Straße Serpini kamen.

Jetzt bogen sie in die Contrada Volpi ein, ohne einem Hinderniß zu begegnen, ohne auf irgend Jemand zu stoßen.

Der Lange ging unbekümmert weiter, der Andere rekognoscirte die Straße, und als er sie ganz verödet fand, athmete er tief auf, wie wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre.

Jetzt fiel sein Auge auf eine Reihe erleuchteter Fenster zu ebener Erde, zwischen welchen das weiße Kreuz von Savoyen durchschimmerte.

An einem dieser erleuchteten Fenster saß ein

Mann, das Antlitz gegen die Straße gerichtet, als ob er auf diese hinausspähte.

Als jener der beiden Nachtwandler, welcher seinen Begleiter Majestät genannt hatte, den Mann am Fenster des Kaffeehauses zum weißen Kreuz von Savoyen erblickte, zuckte er zusammen und beschleunigte sichtlich seinen Schritt, so daß er dem Andern fast vorankam.

Um seine Eile zu entschuldigen, sagte er mit auffällig gepreßter Stimme:

„Wir sind in der Contrada Volpi, Majestät, und ich will nach der Nummer 27 sehen!"

„Thun Sie das!" sagte der Andere gleichgiltig.

In diesem Augenblick näherten sich von rückwärts starke, hallende Schritte — der Mann, welcher seinem erlauchten Begleiter soeben die Proposition gemacht hatte, nach der Nummer 27 zu sehen, kehrte sich erschreckt um, weil er nicht anders dachte, als der Mann, der bisher am Fenster des Kaffeehauses zum weißen Kreuz von Savoyen gesessen, habe seinen Platz verlassen und sich aufgemacht, um sie zu verfolgen.

Die Annahme war auch keine irrige und doch

rührte das Geräusch der Schritte, welches den einen der beiden geheimnißvollen Nachtwandler in eine solche Angst und Aufregung versetzte, nicht von dem Manne im Kaffeehause her.

Dieser hatte wohl die beiden Männer auf der Straße erkannt und war aufgesprungen und an die Thür geeilt. Kaum hatte er die Schwelle dieser letzteren jedoch überschritten, als er sich durch einen ihm wohlbekannten Mann aufgehalten sah.

Dieser Mann, der auf das Kaffeehaus zuschritt, war es auch gewesen, dessen hastiger, weithin hallender Schritt den einen der beiden nächtlichen Spaziergänger, der sich durch sein ängstliches Wesen auszeichnete, unruhig gemacht hatte.

Als der Mann, dem es oblag, die Nummer 27 zu suchen, inne wurde, daß derjenige, dessen Dazwischenkunft er offenbar zu fürchten schien, durch eine dritte Person von einem weiteren Vordringen abgehalten wurde, athmete er abermals aus erleichterter Brust tief auf und machte sich dann ohne Verzug daran, die Hausnummern zu studiren.

Er blieb nach kurzem Suchen vor einem ein-

stöckigen Hause stehen, dessen Thür nur angelehnt war und sagte:

„Nummer 27!“

„Treten wir ein!“ bemerkte der Andere, ohne im geringsten zu überlegen. „Das Haus ist offen — es ist also entweder Besuch da, oder man scheint noch welchen zu erwarten. Sehen Sie nach, Sartori — ich würde nicht gerne auf Jemanden stoßen, der mich erkennen könnte.“

„Wollen Euer Majestät nicht der Sicherheit wegen in die Hausflur treten?“ sagte der Andere.

„Sie haben Recht!“ stimmte der lange, hagere Mann ein und schickte sich an, den Rath zu befolgen.

In diesem Augenblicke schien im Innern der Hausflur ein Mensch eine Art Portierloge zu verlassen — ein Licht wurde sichtbar und eine Stimme hörbar.

„Die Herren wünschen?“ fragte die Stimme.

„Wir suchen Madame Sagrini!“ sagte der Lange.

„Ich weiß nicht, ob Madame noch irgend Jemand wird empfangen wollen!“ lautete die Gegenrede. „Es ist halb zwölf und ich wollte

eben das Haus schließen! Madame hat mir soeben sagen lassen, sie sei sehr ermüdet nnd wünsche nicht mehr gestört zu werden, zumal sie morgen abreisen wolle und daher noch einiger Erholung bedürfe! Indessen will ich es versuchen, die Herrschaften zu melden!“

„Thun Sie das, mein Guter!“ sagte der Hagere, indem er einen Franc in die Hand des Portiers gleiten ließ.

„Belieben die Herren mir zu folgen!“ sagte dieser voranleuchtend und auf eine Treppe zuschreitend, die in eine Art Vorsaal mündete.

In diesem ließ der Führer die beiden Gäste mitsammt dem Lichte zurück und verschwand dann in ein anstoßendes Gemach.

Er blieb nicht lange aus und brachte die angenehme Meldung, daß sich Madame Sagrini trotz ihrer Ermüdung entschlossen habe, den späten Besuch zu empfangen. Dann öffnete er eine Thür, welche derjenigen gegenüberlag, die in die Gemächer der Wahrsagerin führte und bat die Fremden einzutreten.

Diese sahen sich alsbald in einem halbdunklen Gemache, das seine matte Beleuchtung durch eine

von der Decke herabhängende Ampel von geschliffenem, dunkelrothem Glase erhielt, die schwaches, röthliches Licht ausstrahlte, welches eben nur erlaubte, wahrzunehmen, daß sich in dem Zimmer alle jene Apparate und Gegenstände befänden, mit welchen Prestigiateure und natürliche Magier und Zauberer ihre Salons auszustatten pflegen.

Den Horizont schloß eine schwarze Fläche ab, die nach Art eines Bildes eingerahmt war. Es schien ausgespannte Leinwand zu sein, die im Aufsteigen eine schiefe Ebene bildete.

Diesem düstern Hintergrunde gegenüber nahmen die beiden Männer, welche eben eingetreten waren, auf zwei Stühlen Platz.

Sie blieben kaum fünf Minuten allein. Eine Dame von ausgezeichneter Schönheit trat durch eine kleine niedrige Thür, welche die Beiden bis dahin gar nicht wahrgenommen hatten, ein und begrüßte sie.

Die Dame hatte edle, regelmäßige Züge und eine üppige schlanke Gestalt. Sie konnte höchstens fünfundzwanzig Jahre alt sein und war sehr einfach aber elegant gekleidet. Ein faltenreiches Kleid von schwarzem Atlas umfloß die schönen Formen

und ließ den reizenden Wuchs und die schöne Taille noch deutlicher hervortreten. Aus den schwarzen Locken hob sich ein turbanartiger Kopfputz empor, den eine weiße Straußfeder überwallte, die sich mit dem Ebenholz des glänzenden Haares malerisch verflocht.

Das Ensemble der ganzen Erscheinung war darnach angethan, einzunehmen und zu bestricken.

Der lange, hagere Mann, welcher sich erhoben hatte, um der Dame entgegenzugehen, stand wie bezaubert da und wurde nicht müde, seinen Blick in die Reize zu versenken, die ihm hier so unvermuthet gegenüber traten.

Die Dame schien nichts davon zu merken, welchen Eindruck sie auf den Gast gemacht habe und sagte mit der unbefangensten Miene von der Welt:

„Ich muß gestehen, daß ich heute nicht mehr darauf gerechnet habe, noch Besuch bei mir zu sehen. Da Sie nun aber einmal da sind, so seien Sie mir herzlich willkommen. Ich betrachte Sie als die letzten Pfänder des Vertrauens, die mir das schöne Turin in's Haus schickt!"

Indem Madame Sagrini in herzlichem Tone

so sprach, ergriff Sie die Hand des langen, hageren Mannes, der vor ihr stand, verloren in ihren Anblick, und drückte sie leise. Dann führte sie sie vor's Auge und betrachtete sie aufmerksam.

In diesem Augenblick ergoß sich ein Meer von Licht über das Gemach, ohne daß man wahrzunehmen im Stande gewesen wäre, woher auf einmal so viel Licht kam.

Als das grelle Licht über das Antlitz des langen, hageren Mannes zuckte und sich daselbst fixirte, sah dieses Antlitz wie eine Leichenmaske aus.

Madame Sagrini gab jetzt einen unartikulirten Schrei von sich, ließ die Hand, die sie bis dahin gehalten, fallen, trat einen Schritt zurück, heftete einen angstvollen, verstörten Blick auf den langen, hageren Mann und stammelte, ganz aus dem Gleichgewichte gebracht:

„Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen Ihre Zukunft bloslege, mein Herr!"

Der lange Hagere zog die Augenbrauen unmuthig zusammen und sagte:

„Sie scheinen sich sehr zu fürchten, mir etwas Unangenehmes sagen zu müssen — machen Sie

sich deshalb keine Sorge, Madame! Ich bin das Unangenehme gewohnt — man hat mich nicht verwöhnt — wem das Leben keine seiner Prüfungen erspart hat, der scheut auch vor einer Prophezeihung nicht zurück, mag dieselbe noch so düster klingen! Also Muth gefaßt, meine schöne Frau — mehr als das Leben können Sie mir doch nicht absprechen und aus einem so schönen Munde muß selbst ein Todesurtheil angenehm klingen."

„So liebenswürdig und so unglücklich!" murmelte Madame Sagrini halblaut, indem sie ihre Hände über der Brust faltete und einen schmerzvollen Blick auf ihr Gegenüber heftete.

„Mein Schicksal scheint Ihnen sehr zu Herzen zu gehen!" lächelte dieses und alle seine Gedanken schienen in der wohlgefälligen Betrachtung der reizenden Wahrsagerin aufzugehen.

„Warum bin ich nicht gestern von Turin abgereist?" sprach diese wie in Selbstversunkenheit halblaut vor sich hin, indem sie den Mann, der sie in eine sichtliche Aufregung und Verlegenheit versetzte, unverwandt anstarrte. „Warum habe ich nicht noch vor zehn Minuten, als man mir

den Besuch meldete, meiner ersten, instinktiven Anwandlung Folge gegeben und mich unsichtbar gemacht? Sollte es wirklich wahr sein, daß man seinem Schicksale nicht entgehen kann? Was ich am meisten gefürchtet, ist nun da — wovor ich gebebt und gezittert, das tritt mit einem Male rücksichtslos an mich heran! War es denn wirklich vorher bestimmt, daß meine letzte Stunde in Turin auch die herbste meines Lebens sein soll?"

Die Wahrsagerin hielt inne, richtete einen flehenden Blick auf den Mann, dessen Anblick sie ebenso sehr verwirrte, wie ihn der ihrige ermuthigte, und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen, indem sie mit thränenerstickter Stimme flüsterte:

„Erlassen Sie mir das Peinliche der Mittheilung, die ich Ihnen machen müßte — gehen Sie, verlassen Sie mich, ohne mich zum Sprechen gezwungen zu haben und meine heißesten Segenswünsche werden Sie begleiten!"

„Sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben und lassen Sie mich dann, wenn es sein muß, von Ihrem Mitleid begleitet, hinausgehen!" be-

harrte der Mann mit den herben Zügen fest und unverrückbar.

Madame Sagrini heftete noch einen langen, mitleidsvollen Blick auf ihn und brach dann in die leidenschaftlichen Worte aus: „Sie wollen es durchaus haben? Sie sind mitleidslos gegen mich? So sei es denn — aber verlangen Sie wenigstens nicht von mir, daß ich mich Ihnen gegenüberstelle und in Ihr melancholisches Auge sehe, wenn ich Ihnen verkündige, wie mitleidslos sich das Schicksal Ihnen gegenüberstellt — lassen Sie mich gehen und blicken Sie auf jene schwarze Wand, Sire!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, entschwand die Wahrsagerin und ließ den König in peinlicher Spannung, in hoher Verwunderung zurück. Der Titel, den sie ihm gegeben, klang ihm noch im Ohre nach — er sagte ihm, daß sie ihn erkannt habe.

Was hatte ihm nun die schwarze Wand da drüben zu sagen?

Er starrte sie unverwandt an und da schien es ihm, als ob plötzlich Nebel über sie hinzögen, als ob sich diese Nebel zu einem dichten Schleier zusammenballten und als ob es mit einem Male

wieder Nacht würde in dem bis dahin tageshell erhellten Gemache.

Die Brust des Königs arbeitete mächtig, das Auge quoll ihm nahezu aus der Höhle, denn jetzt flossen auf der schwarzen Wandfläche die Nebel auseinander um alsbald eine Reihe glänzender Buchstaben einzurahmen — und diese Buchstaben schossen zu drei Worten zusammen, zu drei Worten, die er so gut kannte, daß sie den Kern seines Denkens, Hoffens, Fühlens und Träumens, den Wahlspruch seines Lebens ausmachten.

Es schnürte ihm die Brust zusammen, als er die drei Worte las, die ihm hier zum ersten Male in greifbarer Gestalt, gleichsam Fleisch und Blut geworden, entgegenstarrten, während sie bis zu dieser Stunde nur als Gedanke in seinem Hirne und Herzen gelebt.

Der König las die drei Worte:

„J'attends mon astre!“

Und indem er noch immer hinsah und Gedanken, die sich in keine Worte fassen lassen, durch seine peinvoll arbeitende Seele zogen, schien es ihm, als ob sich die bis dahin glänzenden Buchstaben seines Wahlspruches verdüsterten, als ob die Nebel, welche

früher zurückgestaut waren, wieder ihre bleichen Schleier darüber zögen, dichter und immer dichter, bis die goldigen Buchstaben wie mattes Silber glänzten, bis auch dieses Silber in schwache, kaum erkennbare Linien verduftete, bis endlich die ganze Fläche wieder nichts war als ein wallendes Nebelchaos, dessen Anblick dem in qualvollster Aufregung dasitzenden König einen schweren Seufzer, ein tiefes, aus innerster Seele aufsteigendes Stöhnen abpreßte.

Das hatte Carlo Alberto nicht erwartet. Er war darauf gefaßt gewesen, daß ihn die Wahrsagerin erkennen und unangenehme Dinge in's Antlitz sagen würde, aber daß sie sich seinen Wahlspruch zum Ausgangspunkte ihrer Enthüllungen wählen würde, darauf wäre er auch im Traume nicht verfallen. An dieser Stelle war er wirklich verwundbar und er bedauerte bereits, hiehergekommen zu sein. Und doch hielt es ihn wieder fest mit geheimnißvoller, eiserner Gewalt, daß er nicht gehen konnte. Er hatte einmal in diese Zauberkreise gesehen und was ihm ihre nur ihm allein verständliche Hyroglyphenschrift auch bringen mochte, er mußte bleiben und ausharren. Jetzt

aufzustehen und sich zu entfernen wäre noch schlimmer gewesen als bleiben. Er fühlte ein Grauen vor dem, was er im nächsten Augenblicke sehen würde, aber er war nicht so feige, um diesem Unbekannten aus dem Wege zu gehen und dem peinigenden Gedanken anheimzufallen, nicht zu wissen, was er versäumt, um welchen Blick in die Zukunft er sich gebracht habe.

Einen Augenblick versuchte er es, die Sache leicht zu nehmen und sich zu sagen: es ist ein Hokuspokus, wie so viele andere. Aber dann fiel ihm wieder ein, daß ja nicht die Wahrsagerin es gewesen, die ihm seine Zukunft auf dem Präsentirteller entgegengetragen, daß er sich hier vielmehr eingeschlichen und daher auch nicht das leiseste Recht habe, sich zu beklagen, daß man mit ihm ein abgekartetes, freventliches Spiel treibe, indem man ihn an seiner schwächsten Stelle, an seiner unerschütterlichen Hoffnung auf eine große, glänzende, lichtvolle Zukunft, die er sich noch vorbehalten glaubte, fasse.

Und indem er zugeben mußte, daß hier keine Berechnung obwalte, daß man hier so wenig auf sein Kommen gerechnet habe, daß man ihm viel-

mehr ausgewichen sei, fühlte er den kalten Schweiß aus allen Poren seiner Stirne dringen und eine unheimliche, die Haare aufsträubende Bangigkeit sein Herz erfüllen.

Sein ganzes Blut schien erkaltet, sein Herzschlag zurückgedrängt, er bäumte sich in einem Gefühle des Entsetzens, wie es ihn noch nie beschlichen, auf seinem Sitze, aber er blieb wie angewurzelt auf diesem Sitze.

Er wollte, er mußte die Karte sehen, welche das Schicksal in der nächsten Minute gegen ihn ausspielen würde. Sein Auge wurzelte verglast in der Nebelwand, die sich vor ihm leichtbeweglich aufthürmte.

Jetzt begann ein Arbeiten, ein Wallen und Schweben auf dieser Wand, welches eine Veränderung ankündigte. Ganz so hatte es sich auf dieser grauen, unfaßbaren, in einander schimmernden Fläche bewegt, ehe ihm sein Wahlspruch aus dem Nebel greifbar und verhängnißvoll entgegengeleuchtet hatte.

Ein wirres, formloses Durcheinander von Farben — ein Auftauchen eines grellleuchtenden Körpers — ein Verdichten der bis dahin in einander

schwimmenden, mit einander kämpfenden Farben — und da lag es vor dem entsetzten König, der es mit einem dumpfen Stöhnen begrüßte — da lag es, das wüste Schlachtfeld, von einer blutrothen, im Untergehen begriffenen Sonne beschienen — ein Durcheinander kämpfender Heeresmassen — ein Chaos blauer piemontesischer und weißer österreichischer Uniformen — ein Aneinanderprallen von Reitergeschwadern — und darüber der wehende Dampf der Geschützlagen, Pulverrauch, Blutluft, schwarzgelbe Fahnen, weiße savoyische Kreuze im weißrothgrünen Felde ....

Das Alles glänzte, schwirrte, funkelte, glitzerte durcheinander, daß es den Beschauer blendete.

Carlo Alberto brachte die Hand vor seine zuckenden Augen, lehnte sich zurück und athmete tief und schwer.

Da lag es vor ihm, worauf seine geheimsten Gedanken zielten — woran er dachte, worauf er hoffte, wenn er zu sich selbst sagte: J'attends mon astre!

Da kreuzten sich die Fahnen Oesterreichs und Savoyens, da hackte der Doppeladler nach dem weißen Kreuze, da attakirten seine Reiter die

österreichischen Schwadronen ... hatte er sich nicht jahrelang auf den Augenblick gefreut, wo dies geschehen würde? Hatte er nicht oft mit blitzendem Auge zu seinen Vertrauten gesagt: „ich bin neugierig auf den Zusammenstoß meiner Cavallerie mit der österreichischen!“ Er hielt ja so viel auf seine Cavallerie — ganz so wie der Czar aller Reußen auf seine kostspieligen Dragoner, die zu Fuß und zu Pferd fechten sollten, davon er zwanzigtausend durch zwanzig Jahre fütterte, und die dann weder zu Fuß noch zu Pferd etwas taugten.

Als Carlo Alberto wieder aufblickte, war das Schlachtgewühl verschwunden — es zogen wieder nur graue Nebel über die Wand.

Wer hatte gesiegt? Wer anders als seine Reiter! hoch das weiße Kreuz von Savoyen!

Er hätte dies ausrufen mögen und die Gluth fieberhafter Begeisterung malte einen grellen Wiederschein auf seine bleichen Wangen — aber er hielt an sich und sah unverwandt auf die Wand, von der ihm die Lösung des Räthsels entgegenleuchten mußte, welches ihm das frühere Bild aufgegeben hatte.

Jetzt bewegte und formte es sich vor ihm —

noch ein Augenblick athemloser, auf's Höchste gediehener Spannung — dann ein müdes Zurückfallen — ein Zusammenknicken — ein Aufgurgeln — ein Ueberhängen des Kopfes — ein starrer Blick des glasigen Auges — ein verzweiflungsvolles Schließen der Augen.

Was hatte er gesehen? was war es, das ihn so verstört machte und um alle Hoffnung brachte?

Dem äußeren Anscheine nach war es doch nur ein Bild des Friedens, das vor ihm lag . . mitten aus einer Landschaft, welche den Stempel des Südens trug, erhob sich ein Kloster und die Mauern dieses Klosters hoben sich so klar von der durchsichtigen Luft ab, daß es schien, als bewegten sich die Glocken im Glockenthurme.

Es war nicht anders als ob ein frommes Ave Maria die Luft durchzitterte . . und sie hatten auch alle die Hände gefaltet, die Männer in den schwarzbraunen Talaren, welche sich dem einsamen Kloster paarweise zu bewegten . . . und Einer unter der Schaar hatte ein Antlitz, eine Gestalt . . . ein Antlitz so bleich und leichenhaft, eine Gestalt so lang und hager . . . ein Antlitz und eine Gestalt, welche sich ganz so ansahen, als ob sie Carlo

Alberto, dem König von Piemont zu eigen gehörten ....

Und wie der Mönch im schwarzbraunen Talar, der dem König so ähnlich sah, mit wehmuthsvoller, trauriger Geberde vor dem Manne stehen bleiben zu wollen schien, der da so ganz vernichtet auf dem Sessel lag: da war das ganze Bild wieder auseinander — Kloster und Mönch war dahin, das Glockengeläute war verstummt und mitten aus dem Nebel, in welchen sich Alles aufgelöst hatte, traten Buchstaben hervor, Buchstaben, die sich zu einem Satze formten, zu zwei Worten, die lauteten:

„J'attends monastère!“

Der König hatte die zwei Worte kaum erschaut, als er in die Höhe schoß. Sein kreideweißes Gesicht war unheimlich anzusehen wie nie zuvor, die ausgebrannten Augen schienen sich ganz in ihre Höhlen zurückgezogen zu haben und unsichtbar zu sein. Einzelne Haare klebten an der Stirn, die schweißbedeckt perlte, andere starrten in die Höhe und bewegten sich, wie vom Winde gefächelt.

Das hatte dem armen Manne, dessen Diadem

nur aus Dornen zusammengesetzt schien, noch gefehlt!

Das war ja sein Wahlspruch — aber mit veränderten Buchstaben . . mit verändertem Sinn!

Er hoffte auf seinen Stern . . . hier trat ihm das Ende dieses Hoffens entgegen . . .

Das j'attends monastère prägte sich dem König mit unauslöschlichen Buchstaben in die Seele ein und drängte dort das hoffnungsvolle J'attends mon astre in den Schatten.

Die Schlacht, die Carlo Alberto im vorigen Bilde gesehen, war also unglücklich ausgefallen und dem geschlagenen König nichts als ein Kloster als letzte Zufluchtsstätte übrig geblieben.

Ein Kloster also . . . .

Mochte sich diese ruhelose Seele noch sehr gegen diesen Ausgang sträuben, der vergiftete Pfeil hatte doch verfangen.

Er saß tief und fest. Niemand vermochte ihn je mehr herauszuziehen. Der Aberglaube, dem der König huldigte, mußte ihn vielmehr von Tag zu Tag noch tiefer drücken, die Wunde noch vergrößern.

Nicht einmal hoffen durfte dieser ärmste aller

Könige mehr. In das hoffnungsvolle j'attends mon astre sollte sich nun für alle Tage wie ein nicht zu bannender, brennender Wermuthstropfen das j'attends monastère mischen ....

Zitternd am ganzen Leibe machte Carlo Alberto einige Schritte gegen Sartori. Er umklammerte dessen Arm, brachte fast zischend die Worte: „Luft — lassen Sie uns Luft athmen" — hervor und wankte, auf die Schulter des Kammerdieners gelehnt, eine mühsam athmende Leiche, in's Freie.

Hinter ihm erlosch das: j'attends monastère — vom Thurme der Allerheiligenkirche schlug es halb eins — außer dem König und seinem Kammerdiener mochten in diesem Augenblick wohl wenige Menschen auf den Straßen von Turin sein.

Neuntes Kapitel.

Der Ball beim Kronprinzen Victor Emanuel.

Während der König von Piemont in verzweiflungsvoller Stimmung durch die nachtdunklen Straßen von Turin wankte, klang aus dem Palaste eines seiner nächsten Verwandten lustige Tanzmusik heraus.

Der Prinz von Savoyen gab einen Ball und vor seinem glänzend erleuchteten Hause fuhr eine Equipage nach der anderen vor. Fackelträger begossen die Ankommenden mit grellem Lichtscheine, Lakaien rissen die Wagenschläge auf, Cavaliere boten duftenden Frauen geschäftig ihre Arme, Fächer rauschten, Seidenkleider schlugen prächtige, große Reifen, kostbare Spitzen umrankten blühendweiße Nacken, Diamanten blitzten wie Sterne auf blendendweißen Stirnen, goldne Spangen umspannten runde Arme, schmetternde Musikfanfaren

begrüßten die, die blumengeschmückten Treppen Emporsteigenden, während ihnen hohe, goldumrahmte Spiegel die eigenen Gestalten in zehnfacher Auflage vorgaukelten.

Jetzt hielt wieder eine glänzende Carosse vor dem hellerleuchteten, lakaiengespickten Thore. Der auf hohem Sammtbocke thronende Kutscher brachte mit kräftiger, kunstgeübter Hand die vier Pferde zum Stehen, welche den Wagen zogen, auf dessen Schlage das königliche Wappen glänzte, in dessen blauseidenem Fond zwei Damen saßen, davon die eine alsbald von zwei um die Wette heranstürzenden Kammerherren ehrfurchtsvoll begrüßt und aus dem Wagen gehoben wurde.

Die mit so ganz besonderer Auszeichnung behandelte Dame war jung und reizend und sah ungemein liebenswürdig aus.

Sie konnte höchstens dreißig Jahre alt sein und hatte die Haltung einer Königin.

Ihr Lächeln war bezaubernd und gab dem Gesichte einen fast kindlichen Ausdruck.

Indem die Dame, die ebenso einfach als geschmackvoll gekleidet war, die Treppe hinanschritt, plauderte sie mit liebenswürdiger Unbefangenheit

mit dem Cavalier, der ihr den Arm geboten hatte, nachdem ihr die zwei Kammerherren aus dem Wagen geholfen hatten.

Am Ende der Treppe wurde die Dame von dem Hausherrn begrüßt.

Der Obersthofmeister des Prinzen von Savoyen, der sie die Treppe emporgeleitet, überließ seinen beneidenswerthen Platz seinem Herrn, der sie in den Empfangssaal führte, wo seine Frau die Honneurs machte.

Als die Dame in dem Empfangssaale erschien, hörte das Geplauder, welches denselben bis dahin belebt hatte, mit einem Male auf — Aller Augen hatten fortan nur einen Zielpunkt, alle Köpfchen neigten sich ehrfurchtsvoll vor einem Haupte, vor der graziösen Erscheinung der jugendlichen Gemahlin des Kronprinzen von Piemont.

Die Hausfrau führte jetzt den ersten ihrer Gäste nach der mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Garderobe.

Die Kronprinzessin hatte den prachtvollen, mit schwellenden, spiegelüberragten Divans eingerahmten Raum kaum betreten, als sie in sprachloser Erstarrung stehen blieb.

Sie verschlang eine junge Dame, welche eben damit beschäftigt war, ihren Shawl abzulegen, in ungemein auffälliger Weise mit den Blicken.

Ihre Aufregung hatte aber auch ihre guten Gründe.

Sie sah diesen Shawl nicht zum ersten Male. Gab es doch in ganz Turin kein prachtvolleres, kostbareres, begehrenswertheres Exemplar!

Vor acht Tagen ungefähr war sie die Straße entlang gefahren, in welchen sich die glänzendsten Modewaarenmagazine befinden. Da war es dieser Shawl gewesen, der ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, der sie vermocht hatte, auszusteigen und nach dem Preise des kostbaren Gewebes zu fragen.

Der Kaufmann hatte eine Summe genannt, welche selbst der Kronprinzessin von Piemont zu hoch erschien, so daß sie, einen Augenblick mit sich selbst kämpfend, vor der Auslage stand, welche den Schatz einschloß, den sie gern besessen hätte. Endlich hatte doch der Trieb der Sparsamkeit die Oberhand erlangt und die Tochter eines der ältesten und reichsten Häuser der Christenheit hatte sich entfernt, ohne den indischen Shawl an sich gebracht zu haben.

Aber dieser Shawl hatte ihr fortan keine Ruhe gelassen. Sie sah ihn, wo sie ging und stand, der Traum gaukelte ihr ihn noch zehnmal schöner, als er in Wirklichkeit war, vor, sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn sich habe entschlüpfen lassen, sie fuhr alle Tage durch die Straße, in welchen sie ihn entdeckt hatte und fühlte, so oft sie des Ladens, den er schmückte, ansichtig wurde, immer ein lebhaftes Herzklopfen, da sie fürchtete, er könnte bereits verkauft und für sie verloren sein.

Jeder Tag steigerte ihr Verlangen und sie vermochte endlich nicht länger zu widerstehen. Sie trat in den Laden, entschlossen, jeden Preis für den Shawl zu zahlen. Der Kaufmann empfing sie mit einem bedauernden Achselzucken und sagte, daß der Shawl wohl noch in der Auslage, aber nicht mehr zu haben sei. Als sie in ihn drang sich näher zu erklären, sagte er mit einem feinen Lächeln, daß ihn Seine Hoheit, der Kronprinz, soeben gekauft habe und in einer Stunde abholen lassen werde.

Das Antlitz der Kronprinzessin strahlte bei dieser Nachricht auf. Alle üble Laune war verschwunden, sie erinnerte sich, daß sie zu ihrem

Gemahl von dem Shawl, der ihr so sehr gefallen, gesprochen, daß sie ihm die seltene Schönheit, das unnachahmliche Farbenensemble desselben, das selbst auf ihr durch kostbaren Putz aller Art übersättigtes, blasirtes Auge einen tiefen Eindruck gemacht, geschildert und ihm angedeutet hatte, wo der Shawl zur Ansicht ausliege.

Hatte also der Kronprinz das kostbare Stück an sich gebracht, so war es natürlich, daß er es damit auf eine zarte Aufmerksamkeit, auf eine Ueberraschung abgesehen habe . . . . . für wen Anderen hätte er ihn kaufen können als für sie?

Sie freute sich kindisch auf den Augenblick, wo er mit dem kostbaren Geschenke bei ihr erscheinen würde . . . . und nun . . . .

Nun sah sie, wie Fräulein Theresa della Sobretti, eine der größten Koketten von Turin, den Shawl, den sie schon in ihrem Besitze gesehen hatte, den Shawl, den ihr Gemahl gekauft, von ihrem schimmernden Nacken loslöste . . . .

Es war, um den Verstand zu verlieren, um in einem Handumdrehen alt und grau zu werden . . .

Die Prinzessin fühlte, wie ein stechender Schmerz

ihr Herz zusammenschnürte, wie alles Blut gegen die Schläfe hämmerte, wie die Gegenstände um sie zu kreisen begannen. Aber ebenso lebhaft drängte sich ihr in demselben Augenblicke die Nothwendigkeit auf, die Fassung zu bewahren, jedes Aufsehen zu vermeiden, den Leuten keinen willkommenen Stoff zum Denken und Reden zu geben.

Mit einer heroischen Anstrengung sich aufraffend machte sie einige Schritte — das Geräusch derselben bewog das Fräulein della Sobretti sich umzuwenden, ihr Antlitz der Prinzessin zuzukehren, und dies war kaum geschehen, als diese mit einem unartikulirten Schrei zurückfuhr.

Was sie soeben erschaut hatte, das ging noch über den Shawl hinaus, das ließ diesen weit hinter sich zurück!

Vor einigen Tagen hatte die Kronprinzessin ihren Gemahl auf seinem Zimmer besucht und ihn nicht zu Hause gefunden. Während sie ihn erwartete, machte sie die Entdeckung, daß an einem Fach seines Schreibtisches der Schlüssel stecke. Von einer plötzlichen unwiderstehlichen Anwandlung von Neugierde erfaßt öffnete sie das Fach und erblickte einen blitzenden Rautenschmuck. Einen

Augenblick stand sie verblüfft da — dann fiel ihr ein, daß ihr Geburtstag vor der Thüre sei, und daß sich ihr Gemahl an diesem Tage immer mit einer kostbaren Ueberraschung einzustellen pflege — sie schloß lächelnd das Fach und war überzeugt, daß sie in vier Wochen das blitzende Collier um ihren Hals schlingen werde.

Und nun ....

Nun schmiegte sich dasselbe Collier um den Schwanenhals des Fräuleins della Sobretti .... nun erzählten ihr Shawl und Collier eine ganze, zweifellose Geschichte von Untreue und Verrath ... nun trat ihn mit einem Male eine geheime, erhörte Liebe ihres Gemahls vor das bis dahin arglose Auge ....

Es wurde dunkel vor diesem Auge. Aus dem Gesichte wich alle Farbe, ein tiefes Frösteln schlich durch den wie Espenlaub erzitternden Körper, die Frau, die ein Augenblick so grenzenlos unglücklich gemacht hatte, lehnte sich an ihre Tante, die Prinzessin von Savoyen, und flüsterte dieser mit kaum hörbarer Stimme in's Ohr:

„Ich weiß nicht, wie mir plötzlich wird — aber ich fühle mich außerordentlich unwohl — es

thut mir leid, daß ich an dem Vergnügen keinen Antheil nehmen kann — aber" —

Sie sprach nicht zu Ende — die letzten Worte hatte sie ohnehin schon mehr gehaucht als gesprochen — die Augen schlossen sich, eine Ohnmacht umfing sie und nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, trugen sie die vier milchweißen Rosse wieder nach dem kronprinzlichen Palais.

Da lag sie geknickt in den blauseidenen Kissen, drinnen aber wirbelte Fräulein della Sobretti in lustiger Galoppade dahin.

Anmerkung:

Durch ein Versehen hat das neunte Kapitel eine unrichtige Ueberschrift erhalten. Dieselbe muß in Uebereinstimmung mit dem Inhaltsverzeichnisse lauten: **Der Ball bei dem Prinzen von Savoyen.**

Zehntes Kapitel.

Auf der Schwelle des Cafés zum weißen Kreuz von Savoyen.

Es war Cavour, der Gallenga in dem Augenblick in den Weg trat, wo er das Kaffeehaus zum weißen Kreuz von Savoyen verlassen wollte, um die Spur des Königs zu verfolgen.

Der Advokat war gerade noch im letzten, entscheidenden Augenblick gekommen — eine Sekunde später und Gallenga wäre ihm entschlüpft und er hätte ihn im besten Falle auf der Straße verfolgen müssen, um ihn an der Ausführung eines Vorhabens zu hindern, das unter allen Umständen verhindert werden mußte. Jetzt hatte er ihn unter vier Augen und, was das Beste war, zwischen vier Wänden.

Er drängte ihn mit einer raschen Bewegung von der Schwelle, wo er auf ihn gestoßen war,

in die Hausflur zurück und rief ihm hier ein „wohin mein junger Freund?“ entgegen.

Gallenga, der im ersten Augenblick den Mann nicht erkannt hatte, der in so ungeschlachter Weise den Eintritt in das Kaffeehaus forcirte, daß er ihn, der eben aus dem Lokale herauszutreten im Begriffe stand, in dasselbe zurückstieß, sah jetzt überrascht auf und erkannte sein Gegenüber. Er wollte mit einem kurzen „guten Abend, Herr Graf“ an Cavour vorbeieilen, als ihn dieser beim Arm erfaßte und seine frühere Frage wiederholte.

„Lassen Sie mich meinen Weg gehen, Herr Graf!“ erwiederte Gallenga unmuthig darüber, daß er wider Willen einen Augenblick Stand halten mußte. „Ich habe aus dem Fenster des Kaffeehauses einen Freund erblickt, dem ich nacheilen muß, weil ich ein Geschäft mit ihm abzumachen habe!“

Gallenga versuchte sich dem Griffe Cavour's zu entziehen, aber der Graf gab ihn nicht frei, sondern schien ihn immer fester an sich ziehen zu wollen.

Er brachte seine Lippe bis dicht an das Ohr Gallenga's und sagte in entschiedenem Tone:

„Sie können hingehen, wohin Sie wollen, sobald Sie mir die Waffen ausgeliefert haben, die Sie bei sich tragen — Pistolen und Dolche.“

Gallenga warf einen finstern Blick auf Cavour und schrie:

„Lassen Sie mich!“

Cavour faßte den Schreiber nur noch fester.

„Lassen Sie mich,“ wiederholte Gallenga, indem er den Angreifer von sich abzuschütteln suchte, „lassen Sie mich, oder ich erprobe meine Waffen zunächst an Ihnen!“

„Die Drohung schreckt mich nicht!“ sagte Cavour ruhig und es gelang ihm, Gallenga aus der Flur in den Kaffeesalon zu drängen.

Nachdem dieses Manöver gelungen war, war seine Position eine noch günstigere geworden und er sagte in gebietendem Tone:

„Jetzt geben Sie mir die Waffen heraus, oder —“

„Oder?“ wiederholte Gallenga, den Grafen mit funkelndem Auge streifend.

„Oder ich lasse Sie verhaften!“ ergänzte dieser fest und ruhig.

„Was veranlaßt Sie in dieser Art gewaltsam gegen mich vorzugehen?“ stöhnte Gallenga.

„Sie brüten über einer That, die ich um jeden Preis hindern muß!“

„Wer hat Ihnen das gesagt? wer ist der Verräther?“

„Das werden Sie nie erfahren! Halten wir uns an die Hauptsache — nicht an Nebensachen! Sie bedrohen die persönliche Sicherheit des Königs — ich schütze den König!“

„Er ist ein Feind Italiens! Wer Bürgermuth besitzt, muß seine ganze Kraft daran setzen, ihn unschädlich zu machen!“

„Bürgermuth?“ griff Cavour das von Gallenga gebrauchte Wort auf. „Bürgermuth? Lassen Sie sich sagen, junger, exaltirter Mann, daß der Bürgermuth geduldig und langmüthig ist, daß er viel leidet, bevor er losbricht, daß er die Gelegenheiten abwartet, seine Kräfte zurückdrängt, bevor er sie gebraucht, und sie nie im Zorn, in der Hitze, oder aus Eitelkeit, Ruhm- und Ehrsucht gebraucht. Bürgermuth gebraucht seine Kraft erst, wenn sie die Zeit gereift hat, wenn sie sie hundertfach verstärkt hat durch eine gute Gelegenheit — und selbst dann gebraucht er sie nie anders denn offen und im Interesse des Vaterlandes.

Und darum zeigt er sich häufiger in der Vertheidigung als im Angriff. Der Bürgermuth hat nicht Eile, kennt keinen Neid, bescheidet sich, daß Andere es ebensogut oder noch besser machen, und wiederum, er thut nichts, von dem er nicht hofft, es sei besser, als es ein Anderer thut; er thut nichts Unnützes, er erhitzt sich nicht, denkt nicht übel und wärmt sich nie am höllischen Feuer eines Frevels! Sprechen Sie mir nicht von Bürgermuth bei der That, die Sie im Schilde führen! Sie wollen Italien aufbauen auf dem bluttriefenden Piedestale eines Mordes — Gott und das Vaterland, beide verwerfen Ihre That, beide haben mich ausgesandt, sie zu verhindern. In beider Namen stehe ich da und fordere die geschliffenen und in Gift getauchten Dolche von Ihnen!"

Cavour's Worte hatten eines gewissen Eindrucks auf Gallenga nicht verfehlt und ihn verwirrt gemacht.

„Unglücklicher! Wahnwitziger!" fuhr Cavour fort; „haben Sie denn auch bedacht, was Sie thun wollen? Haben Sie sich gesagt, daß Sie Italien um zwanzig Jahre in der Entwicklung zurückwerfen, wenn Sie Ihren dunklen Plan aus-

führen? Welche Reaktion müßte der blutigen That auf dem Fuße nachfolgen! Streben wir nicht Alle eine bessere Zukunft für Italien an? Glauben Sie aber im Ernst, daß diese bessere Zukunft aus einem Morde emporblühen kann? Diese Zukunft, welche wir mit allen unseren Wünschen herbeirufen, ist die Eroberung der nationalen Unabhängigkeit, welche Italien nur erlangen kann durch die vereinigten Anstrengungen aller seiner Söhne — Carlo Alberto hat das Seinige gethan, uns dieser Zukunft näher zu bringen. Er hat unsere politische Lage verbessert, er hat uns auf die Bahn des Fortschrittes gestellt — und Sie wollen ihm das Messer in's Herz stoßen, weil er uns nicht schon heute dahin gebracht hat, wo Sie uns durch einen großen Sprung sehen möchten? Wissen Sie, was in des Königs Seele vorgeht, ob er nicht italienischer denkt als wir Alle? Haben Sie Geduld mit Königen, thörichter Ideolog, Könige sind weit unfreier als wir — er aber, dessen Leben sie gewaltsam abkürzen wollen, ist der unfreieste von allen Königen dieser Erde. Er steht zwischen dem, was sein Herz anstrebt und dem, was ihm mächtige, eifersüchtige,

tyrannische Nachbarn diktiren, er kann nicht, wie er will — das ist der Fluch seines Lebens, dem er erliegt — sehen Sie ihn an, wie er einhergeht eine galvanisch belebte Leiche — haben Sie das Herz, einen Märtyrer zu morden?"

Gallenga starrte verstört vor sich hin.

„Im Namen der großen Zukunft Italiens, die wir Alle anstreben, Alle, Sie und ich und er auch — im Namen dieser Zukunft fordere ich Sie auf, geben Sie die Dolche heraus, die Sie in wahnsinniger Verblendung gegen ihn geschliffen haben!"

„Aber ich habe geschworen, ihn zu tödten!" wand sich Gallenga unschlüssig.

„Meineid ist hier eine gute That! Ich nehme die Verantwortung auf mich — die, so Sie ausgesandt haben, mögen sich an mich halten — geben Sie mir die Waffen und ich gebe Ihnen die Mittel Italien zu verlassen! Sie entziehen sich der Rache derer, die den Mord von Ihnen erwarten, einen Mord, der sich zum Fluche für Italien zuspitzen würde!"

Gallenga überlegte noch einen kurzen Augenblick — dann legte er mit abgewandtem Gesichte

die Pistole und die Dolche auf den Tisch; Cavour nahm die Waffen zu sich.

„Ich werde Sie jetzt nach Ihrer Wohnung bringen," sagte er, „und Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie diese Wohnung nicht verlassen, bis ich Ihnen morgen den Paß und das Geld bringe, welche sie in den Stand setzen sollen, nach Paris abzureisen und dort so lange zu leben, bis sich ein angemessener Wirkungskreis für Sie findet!"

„Ich bin es zufrieden!" hauchte Gallenga.

Eilftes Kapitel.

Vater und Sohn.

Und die Fenster strahlten noch immer im Palaste des Prinzen von Savoyen und noch immer fegten schwere Seidenkleider den Estrich und schöne Frauen fächelten sich noch immer, erhitzt vom Tanze, Kühlung zu.

Wer sich aber gar nicht um den Fortgang des Ballfestes kümmerte, das war der Kronprinz.

Der saß, unbekümmert darum, daß seine Gemahlin den Ball verlassen hatte, in einer Seitenstube von einigen vertrauten Freunden umgeben und sprach dem Malvasier zu, bis er sich so erhitzt fühlte, daß er es in dem engen Raume nicht auszuhalten vermochte.

„Was meinst Du, Fratello,“ sagte er plötzlich aufspringend zu dem Cavalier, der neben ihm den Platz inne hatte, „was meinst Du — sollen wir

wieder tanzen gehen oder eine Promenade durch die nachtdunklen Straßen von Turin machen?"

„Ich glaube das letztere würde uns zuträglicher sein!" entgegnete der Befragte.

„Dann laß uns gehen, Fratello! Mögen sie sich drinnen in den heißen Räumen, in denen das Wachs geschmolzen herabträufelt, in wilder Gallopade umherzerren — wir wählen den besseren Theil und lassen uns von der kühlen Nachtluft anfächeln. Kommt, Freunde!"

Die ganze Zechrunde brach auf und wälzte sich der Thür zu.

„Halt — ich will mir vorerst noch meine Cigarre anzünden!" sagte der Kronprinz und machte kurzen Prozeß, indem er das Zündhölzchen an der glatten Fläche seines Beinkleides entlang streifte, wie das so seine Gewohnheit war. Oft huldigte der jedes Ceremoniel verschmähende und der Etiquette hohnsprechende Prinz dieser Gewohnheit in einer noch viel drastischeren Weise. Wenn er seine Reithose anhatte, die einwärts mit Lederstreifen ausgelegt war, so strich er mit dem Zündhölzchen längs jenes unsagbaren Körpertheiles hin, den der Ledersatz deckte.

In fünf Minuten waren die jungen Leute auf der Straße und schlenderten zu Zweien oder Dreien lachend und scherzend durch die Straßen der Hauptstadt.

„Es ist heute so still in Turin, daß ich die Krone von Piemont für ein Abenteuer einsetzen könnte, ohne daß ich damit eines aus der Erde stampfte!“ rief Victor Emanuel muthwillig, indem er an einer Straßenecke stehen blieb und die öden Straßen rekognoscirte.

Doch kaum hatte er dem Wunsche nach einem Abenteuer Ausdruck gegeben, als es wie ein flüchtiger Schatten aus einer der Straßen hervorhuschte.

„Ha — was ist das?“ rief der Kronprinz.

„Ein Mädchen — ein leibhaftiges Mädchen!“ erwiederte einer der Cavaliere.

„Und wenn ich nicht irre, ein schönes und junges Mädchen!“ stimmte ein Zweiter ein, welcher so vortheilhaft stand, daß das Mädchen an ihm vorbei mußte.

„Also doch ein Abenteuer!“ jubelte der Kronprinz und war mit einem Satze an der Seite des Mädchens.

„Wohin Sie auch eilen, mein schönes Kind,“ sagte er zu diesem, „meinen Arm werden Sie nicht verschmähen!“

Das Mädchen blieb stehen, sah den Mann, der sie am Weitergehen hinderte, ernst an und sagte mit bewegter Stimme:

„Lassen Sie mich meinen Weg gehen, mein Herr!“

„Hoho, wie streng!“ lachte der Prinz. „Verlieren Sie denn dabei, wenn wir zu Zweien gehen?“

„Ich verliere nichts dabei — aber Sie gewinnen nichts dabei und eine dritte Person verliert jedenfalls!“ sagte das Mädchen in entschiedenem Tone, der nicht weniger als der Sinn der Rede den Prinzen stutzen machte, so daß er nur noch aufmerksamer den Zügen des Mädchens auf die Spur zu kommen suchte.

„Sie sprechen in Räthseln, schönes Kind!“ sagte er mit einem erzwungenen Lächeln.

Das Mädchen schien einen Augenblick mit einem Entschlusse zu kämpfen — dann brachte sie ihren Kopf dem Gesichte des Prinzen so nahe, daß diesen ihr warmer Athem streifte und daß er

sich zugleich überzeugte, daß er es mit einem Wesen von ungewöhnlicher Schönheit zu thun habe.

Und als sie die Lippe dicht am Ohre des Prinzen hatte, flüsterte sie:

„Lassen Sie mich meines Weges gehen, mein Herr — ich kenne Sie!“

Der Prinz wiederholte ungläubig:

„Sie kennen mich?“

„Ich kenne Sie und will schweigen!“

„Sind Sie so gut unter den Husarenoffizieren Seiner Majestät bekannt?“ lachte der Prinz, der die Uniform des Regimentes trug, in welchem er Major war. „Das ist ein Grund mehr, daß Sie mit uns gehen oder uns mit Ihnen gehen lassen. So schöne Kinder gibt man nicht sobald wieder frei, wenn man sie einmal hat!“

Der Prinz wollte sich mit einer raschen Bewegung des Armes des Mädchens bemächtigen. Dieses stieß ihn jedoch etwas unsanft zurück und rief heftig:

„Genug, mein Herr, und nicht weiter — oder ich rufe um Hilfe!“

„Ihr Ruf wird ungehört verhallen!“

„Desto lautere Echos wird er morgen in Turin

wecken, wenn ich ihn ausstoßen werde mit dem traurigen Zusatze, daß der Kronprinz von Piemont zu nächtlicher Stunde die Straßen von Turin unsicher macht!"

Victor Emanuel trat einen Schritt zurück und runzelte die Stirn. Man kannte ihn also wirklich — und was noch seltsamer war — ein scheinbar den niedrigeren Ständen angehörendes Mädchen, welches bei Nacht und Nebel allein Turin durchstreifte, kannte ihn, wußte, daß er der Kronprinz sei und weigerte sich ihm zu folgen oder seine Begleitung anzunehmen. Das kam dem Prinzen so sonderbar vor, daß sich sein Interesse an dem seltsamen und schönen Mädchen steigerte.

„Nun gut," sagte er, „schließen wir Frieden — aber auf billiger Grundlage. Ich gebe Sie frei — für heute wenigstens — wenn Sie mir sagen, wer Sie sind und wo Sie wohnen! Ich habe es in Ihnen mit einem klugen, mir überlegenen Gegner zu thun, der den augenblicklichen Vortheil über mich gut auszunützen versteht. Sie wissen, wer ich bin — es ist also auch nur billig, daß ich erfahre, mit wem ich es zu thun habe!

Befriedigen Sie meine Neugierde und Sie können unbelästigt weiter gehen!"

„Wie gnädig!" rief das Mädchen mit zwischen Entrüstung und Spott schwankender Stimme. „Ich aber sage Ihnen, Hoheit, gehen Sie, verlassen Sie mich, ohne weitere Bedingungen zu stellen! Ich bin kein Geschöpf, das man kurzweg von der Straße aufgreift — ich bin nicht, wofür Sie mich zu halten scheinen!"

„Ich halte Dich für ein schönes Mädchen, das ist Alles!" rief der Prinz, den der unerwartete Widerstand anregte, ungestüm, indem er seinen Arm um die Taille des Mädchens schlang.

„Geben Sie mich frei, Hoheit, augenblicklich — oder Sie werden Ihre Kühnheit bedauern!" rief das Mädchen entrüstet.

„Nicht früher, als bis Du mir sagst, wer Du bist!" beharrte der Prinz.

Das Mädchen stieß einen durchdringenden Schrei nach Hilfe aus und begann mit dem Prinzen zu ringen.

Kaum war der Hilferuf verhallt, als Schritte hörbar und unmittelbar darauf zwei Männer sichtbar wurden, welche aus der Contrada Volpi her-

auskamen und in die Strada Serpini einbogen, in welcher sich der Prinz mit dem Mädchen umherbalgte.

Kaum erschaute dieses die zwei Männer, als es sich mit einer gewaltsamen Anstrengung von dem Prinzen losmachte, auf sie zustürzte und sich an den Arm des Einen klammerte.

„Retten Sie mich, mein Herr!“ rief sie mit flehender Stimme. „Jene Herren haben es auf mich abgesehen!“

Der in so unerwarteter Weise Angeredete blieb stehen, neigte sich zu dem Mädchen herab, denn er war groß, und sah ihm in's Gesicht.

In diesem Augenblick richtete auch das Mädchen ihr großes, schönes Auge auf ihn, um alsbald verwirrt und erschreckt zurückzuprallen.

„Um Gotteswillen,“ flüsterte sie, „was habe ich gethan — Verzeihung, Majestät!“

„Du kennst mich, Kleine?“ fragte der König gütig. „Um so besser; dann weißt Du, daß Du von mir nichts zu fürchten hast und daß ich Dich gegen Jedermann beschützen werde und beschützen kann!“

Inzwischen war Victor Emanuel herangetreten

und stand dem Manne, dem sich das Mädchen anvertraut hatte, gegenüber.

Dieser sah sein Gegenüber an und seine Stirne runzelte sich.

Fast in demselben Augenblick senkte sich auch das vordem so zuversichtlich erhobene Auge des Prinzen zaghaft zu Boden.

„Mein Vater!“ murmelte er, den Mann erkennend, der in ungewohnter Civiltracht vor ihm stand.

„Ich schäme mich, daß ich sagen muß, mein Sohn!“ sagte Carlo Alberto streng. „Was suchst Du zu so später Stunde in den Straßen von Turin?“

„Ich dachte nicht, bei meiner Promenade auf meinen Vater zu stoßen!“ stammelte der Prinz, indem er sich durch die cynische Wendung, die er dem Gespräche gab, aus seiner peinlichen Lage zu befreien suchte.

Der König verstand den Sinn der Rede und sein Zorn brauste wild auf.

„Traurig genug“, rief er funkelnden Auges, „daß der König von Piemont als Gensdarm seine Hauptstadt durchstreifen muß, um die Ungebühr-

lichkeiten und Gewaltthätigkeiten zu paralysiren, die sich sein Sohn erlaubt. Geh und befreie mich von Deinem Anblick — ich will die Genossen Deiner Nachtfahrt nicht kennen, ich wollte, ich könnte vergessen, was ich in dieser Nacht überhaupt gesehen — dort und hier!“ hauchte der König mit einem tiefen Seufzer hin und streckte dann die Hand gebietend gegen den Sohn aus, der sich, ohne ein Wort zu erwidern, mit seinen Freunden entfernte.

„Und nun zu Ihnen, mein Kind!“ wandte sich der König in gütigem Tone zu dem Mädchen, das seinen Arm fahren gelassen hatte, sobald sie ihn erkannt, und sich nun zitternd vor Aufregung an den Mann lehnte, welcher der Begleiter des Königs zu sein schien und in welchem sie den Kammerdiener des Königs erkannt hatte. Wie sie so dastand, war Alles blitzschnell durch ihre Seele gegangen, wovon sie die letzten Stunden hindurch so mächtig bewegt worden — Gallenga, die Gefahr, in welcher der König geschwebt, ihre Unterredung mit Cavour. Und nun war der König da — war um ein Uhr Nachts allein in den Straßen von Turin, nur von dem Kammerdiener begleitet, der vor wenigen Stunden mit

Gallenga verhandelt hatte — welch ein Glück, daß sie Cavour aufgesucht, daß dieser noch rechtzeitig sein Haus verlassen hatte, um Gallenga an der Ausführung eines finstern Vorhabens zu hindern. Denn da Cavour in einer halben Stunde nicht zurückgekehrt war, so hatte er sicherlich Gallenga in dem Kaffeehause zum weißen Kreuz von Savoyen noch angetroffen und sich seiner versichert — und in der Thatsache, daß der König unversehrt hier neben ihr stand, lag die beste Gewähr, daß Gallenga nicht dazu gekommen, seinen entsetzlichen Plan auszuführen.

„Wohin soll ich Sie in Sicherheit bringen, mein Kind?“ fragte der König das Mädchen. „Es war gewiß ein wichtiger Gang, den Sie zu so später Nachtstunde unternommen —“

„Ja, Majestät, ein unaufschiebbarer Gang!“ hauchte das Mädchen. „Es galt die Rettung eines theuren Menschenlebens und Gott sei gedankt, es ist gerettet!“

„Sie sind also bereits auf dem Rückwege begriffen und das, was Sie durch Ihren Gang bezweckt, ist bereits erreicht?“

„Es hat sich Alles unerwartet zum Guten ge-

wendet!" sagte das Mädchen mit einem dankbaren Aufschlag ihres schönen Auges zum Himmel. „Ich kehre nun, von einer schweren Last befreit, in das Haus meines Vaters, zu meiner Mutter, die mich schmerzlich erwarten wird, zurück!"

„Ich will Sie dahin begleiten, um Sie vor jedem neuen Unfalle zu bewahren!"

„Welche Gnade, Majestät!"

„Nichts von Gnade, mein Kind, ich erfülle nur meinen königlichen Beruf und schütze einen meiner Unterthanen!"

* * *

Der König brachte Rosine bis zum Hause ihrer Mutter. Dann kehrte er in seinen Palast zurück.

Am folgenden Tage empfing er den Grafen Cavour in einer Audienz, welche ziemlich lange dauerte und ihn sehr nachdenklich machte. Er erfuhr von Cavour, daß er gestern Nachts, als er, nur von seinem Kammerdiener begleitet, Turin durchstreift habe, in arger Gefahr geschwebt habe, die nur durch den Muth, die Entschlossenheit und Geistesgegenwart eines jungen Mädchens beschwo-

ren worden. Dem König fiel das Mädchen ein, das er gestern selbst aus einer Gefahr gerettet und er wußte nicht, warum er sie mit dem Abenteuer, das ihm selbst nach Cavours Eröffnungen gedroht habe, unwillkürlich in Zusammenhang brachte.

Cavour erbat sich von der Gnade des Königs die Vergünstigung, nicht mehr sagen zu dürfen, als er selbst für nöthig erachtete und beruhigte den König durch die Versicherung, daß der Mann, der ihm hätte gefährlich werden können, bereits unschädlich gemacht sei und Turin verlassen habe.

Auch Cavour's Buch kam während der langen Unterredung, die der Advokat mit dem König hatte, zur Sprache und Carlo Alberto sah die Sache jetzt in einem weit milderen Lichte. Er hatte die Revue aus Rücksicht für Oesterreich fallen gelassen — er wollte jetzt Oesterreich zum Trotz den Verfasser des im freiheitlichen und nationalen Sinne geschriebenen Buches in Turin dulden und sich nicht erst den Anschein geben, als ob er desavouire, was der Turiner Advokat geschrieben.

* * *

Indem der Verfasser den Vorhang fallen läßt, lenkt er die Aufmerksamkeit des Lesers auf ein anderes Werk, welches die nothwendige Ergänzung zu „Carlo Alberto und Louis Napoleon“ bildet. In dem historischen Roman „Victor Emanuel“, der sich unmittelbar an das Werk, das mit diesem Bande seinen Abschluß erreicht hat, anlehnt, wird dem Leser noch einmal die düstere Gestalt des von Zweifel zu Zweifel gejagten, zwischen Absolutismus und nationaler Freiheitsbegeisterung unsicher hin- und hertappenden Königs vorgeführt — dem Schwanken folgt endlich die That — Carlo Alberto zieht seinen Degen für die Befreiung Italiens — zieht ihn wiederholt, aber zu beiden Malen mit einem Mißerfolg, der seine Krone in Frage stellt. Das Haus Savoyen scheint aus der Reihe der Königshäuser verschwinden zu sollen — da tritt der Mann auf den Schauplatz, auf welchen Carlo Alberto gehofft, an dem er Gastfreundschaft geübt in dem melancholischen Schlosse von Moncalieri und den er später durch seine Millionen unterstützt. Louis Napoleon ist dankbar, er macht Italiens Sache zu der seinigen. Er zahlt dem Sohne die Schuld, die er an den unglücklichen

Vater, dem Mönche in einem portugiesischen Kloster die müden Augen geschlossen haben, nicht abzutragen im Stande war. Der Turiner Advokat wird sein Mitarbeiter und während der Lebemann Victor Emanuel sich auf seinen Jagdschlössern den Labetrunk kredenzen läßt von der schönen Regimentstambourstochter Rosine, componiren Louis Napoleon und Cavour das Schlagwort: Frei bis zur Adria.

Schluß.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Gundling, Julius

Carlo Alberto und Louis Napoleon Roman und Geschichte von Lucian Herbert

Bd.: 4

Leipzig 1864